



Leseprobe

Anne Jacobs

Die Töchter der Tuchvilla Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 13. Juli 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine mächtige Familie. Dramatische Verwicklungen. Ein Haus, das mehr als ein Geheimnis birgt.

Augsburg, 1916. Die Tuchvilla, der Wohnsitz der Industriellenfamilie Melzer, ist in ein Lazarett verwandelt worden. Die Töchter des Hauses pflegen gemeinsam mit dem Personal die Verwundeten, während Marie, Paul Melzers junge Frau, die Leitung der Tuchfabrik übernommen hat. Da erreichen sie traurige Nachrichten: Ihr Schwager ist an der Front gefallen, ihr Ehemann in Kriegsgefangenschaft geraten. Während Marie darum kämpft, das Erbe der Familie zu erhalten und die Hoffnung an ein Wiedersehen mit Paul nicht aufzugeben, kommt der elegante Ernst von Klippstein in die Tuchvilla. Und wirft ein Auge auf Marie ...

SPIEGEL-Bestsellerautorin Anne Jacobs bei Blanvalet:

Die Tuchvilla-Saga:

1. Die Tuchvilla 2. Die Töchter der Tuchvilla 3. Das Erbe der Tuchvilla 4. Rückkehr in die Tuchvilla

Die Gutshaus-Saga:

1. Das Gutshaus. Glanzvolle Zeiten 2. Das Gutshaus. Stürmische Zeiten 3. Das Gutshaus. Zeit des Aufbruchs

Anne Jacobs
DIE TÖCHTER DER TUCHVILLA

ANNE JACOBS

DIE
TÖCHTER
DER
TUCHVILLA

Roman

blanvalet

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Originalausgabe Dezember 2015 by Blanvalet,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2015 by Blanvalet,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotive: Arcangel Images/Jill Battaglia und Margie Hurwich;
Trevillion Images/Yolande de Kort; Shutterstock

Redaktion: Angela Kuepper

ES · Herstellung: sam

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-1018-4

www.blanvalet.de

I.

FEBRUAR 1916 BIS JANUAR 1917

I

Grau senkte sich die frühe Abenddämmerung über das Augsburger Industrieviertel. Hie und da glommen die Lichter der Fabriken auf, in denen trotz der Rohstoffverknappung noch gearbeitet wurde, in anderen Werken hingegen blieb es dunkel. Eine Anzahl Frauen und älterer Männer verließ zum Schichtende die Melzer'sche Tuchfabrik. Man zog den Kragen hoch und schützte sich mit Kopftuch oder Mütze vor dem niederprasselnden Regen. Gurgelnd schoss das Wasser die gepflasterten Straßen hinab. Wer kein gutes Schuhwerk aus Friedenszeiten mehr besaß und auf Holzsohlen unterwegs war, der holte sich jetzt nasse Füße.

In der Backsteinvilla der Fabrikantenfamilie stand Paul Melzer am Fenster des Esszimmers und starrte auf die schwarze Silhouette der Stadt, die sich mehr und mehr mit der Dämmerung vermischte. Schließlich ließ er den zurückgeschobenen Vorhang wieder fallen und tat einen tiefen Seufzer.

»Setz dich endlich zu mir, Paul, und trink einen Schluck!«, ertönte die Stimme seines Vaters.

Schottischer Whisky war wegen der Seeblockade der verdamnten Engländer zurzeit eine Kostbarkeit. Johann Melzer nahm zwei Gläser aus der Vitrine und goss die aromatische, honiggelbe Flüssigkeit ein.

Paul warf nur einen kurzen Blick auf Gläser und Flasche und schüttelte den Kopf.

»Später, Vater. Wenn wir einen Grund dafür haben. Gott gebe, dass wir ihn haben werden.«

Im Flur waren hastige Schritte zu vernehmen, und Paul eilte zur Tür. Es war das Stubenmädchen Auguste, fülliger denn je und mit rosigen Wangen, das weiße Spitzenhäubchen saß schief auf ihrer verrutschten Frisur. Sie trug einen Korb, in dem sich zusammengeknüllte weiße Tücher befanden.

»Immer noch nicht?«

»Leider nein, Herr Melzer. Es dauert noch ein wenig.«

Sie knickte und lief zur Dienstbotentreppe, um die Wäsche hinunter in die Waschküche zu tragen.

»Aber es dauert schon über zehn Stunden, Auguste«, rief Paul ihr nach. »Kann das normal sein? Ist auch wirklich alles in Ordnung mit Marie?«

Auguste hielt inne und versicherte ihm lächelnd, dass jede Geburt anders sei, die eine bringe ihr Kind in fünf Minuten auf die Welt, und die andere plage sich tagelang.

Paul nickte gequält. Auguste musste es wissen, sie war selbst schon zweifache Mutter und verdankte es nur der besonderen Großmut der Herrschaft, dass sie in Diensten hatte bleiben dürfen.

Aus dem oberen Stockwerk drangen unterdrückte Schmerzenslaute. Paul machte unwillkürlich einige Schritte in Richtung Treppe, blieb dann jedoch hilflos stehen. Seine Mutter hatte ihn energisch aus dem Schlafzimmer gewiesen, als die Hebamme erschienen war, und auch Marie hatte ihn gebeten, besser nach unten zu gehen. Der Vater, Johann Melzer, sei seit seinem Schlaganfall kränklich, Paul solle sich um ihn kümmern. Es war ein Vorwand, das wussten sie beide, doch Paul hatte nicht mit seiner Frau streiten wollen, schon gar nicht jetzt, in ihrem Zustand. Schweigend hatte er sich gefügt.

»Was stehst du im Flur herum?«, schalt ihn sein Vater.
»Eine Geburt ist Weibersache. Wenn es so weit ist, werden sie uns schon Bescheid geben. Trink jetzt!«

Gehorsam ließ sich Paul am Tisch nieder und kippte den Inhalt des Glases herunter. Der Whisky brannte in seinem Magen wie Feuer, und er wurde sich darüber klar, dass er seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte. Gegen acht am Morgen hatte Marie ein leichtes Ziehen im Rücken verspürt, da hatten sie noch über ihre ständigen Zipperlein, die sich im Laufe der Schwangerschaft einstellten, Scherze gemacht, und er war leichten Herzens hinüber in die Fabrik gelaufen. Kurz vor der Mittagspause rief seine Mutter aus der Villa an, um ihm mitzuteilen, dass Marie Wehen habe und die Hebamme bestellt sei. Er brauche sich jedoch keine Sorgen zu machen, alles gehe seinen gewohnten Gang.

»Als deine Mutter dich vor nunmehr siebenundzwanzig Jahren auf die Welt brachte ...«, sagte Johann Melzer und besah gedankenvoll sein Whiskyglas, »... da habe ich drüben in der Fabrik in meinem Büro gesessen und Abrechnungen geschrieben. Weil ein Mann in solch einer Situation eine Beschäftigung braucht, sonst gehen ihm die Nerven durch.«

Paul nickte zustimmend, horchte jedoch gleichzeitig auf jedes Geräusch im Flur, die Schritte des Stubenmädchens, das soeben hinauf in den zweiten Stock lief, das Schlagen der alten Standuhr, die Stimme seiner Mutter, die Else anwies, zwei frische Bettlaken aus der Wäschekammer zu holen.

»Bist damals ein ordentlicher Brocken gewesen«, fuhr sein Vater schmunzelnd fort und schenkte ihm nach. »Die ganze Nacht hat sich Alicia herumgequält. Hast deine Mutter fast das Leben gekostet.«

Die Worte waren nicht dazu angetan, Pauls Ängste zu

beschwichtigen, das bemerkte nun auch sein Vater. »Nun Sorge dich nicht, die angeblich so schwachen Frauen sind sehr viel zäher und stärker, als man gemeinhin glaubt.« Er nahm einen kräftigen Schluck.

»Was ist überhaupt mit dem Abendessen?«, knurrte er und betätigte die elektrische Gesindeglocke. »Es ist schon nach sechs – gerät denn heute alles aus den Fugen?«

Auf nochmaliges Klingeln erschien Hanna, das Küchenmädchen, ein dunkelhaariges, leicht verhuschtes Wesen, das Maries besonderen Schutz genoss. Alicia Melzer hätte die Kleine ansonsten längst davongeschickt, da sie zur Arbeit wenig taugte und mehr Geschirr zerbrach als irgendeine ihrer Vorgängerinnen.

»Das Abendessen, gnädiger Herr.«

Sie balancierte zwei Teller mit belegten Broten, Graubrot, Leberwurst, Kochkäse mit Kümmel und eingelegten Gürkchen aus dem Küchengarten, den Marie im vergangenen Herbst hatte anlegen lassen. Fleisch, Wurst und Fett waren inzwischen rationiert und nur noch auf Lebensmittellkarte zu haben. Wer sich besondere Leckereien oder gar Schokolade gönnen wollte, musste über gute Beziehungen und die nötigen Mittel verfügen. Im Hause Melzer war man kaisertreu und entschlossen, seine vaterländische Pflicht zu erfüllen. Dazu gehörte auch die Bereitschaft, in diesen harten Zeiten Verzicht zu üben.

»Wieso hat das so lange gedauert, Hanna? Was treibt die Köchin dort unten?«

Hanna stellte hastig die Teller auf dem Esstisch ab, wobei ihr zwei Leberwurstbrote und eine Gurke auf die weiße Tischdecke rutschten. Sie beförderte die Ausreißer mit den Fingern gleich wieder an Ort und Stelle. Paul zog seufzend die Augenbrauen in die Höhe – es war müßig, dieses Mädchen zur Ordnung zu rufen. Alles, was man ihr

sagte, ging zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder heraus. Humbert, der Hausdiener der Tuchvilla, der so perfekt und engagiert seine Arbeit getan hatte, war gleich zu Kriegsbeginn eingezogen worden. Armer Kerl – er taugte gewiss wenig zum Soldaten.

»Es ist meine Schuld«, plapperte Hanna ohne schlechtes Gewissen. »Frau Brunnenmayer hatte die Teller schon zurechtgestellt, ich habe sie mit den anderen Speisen hinaufgebracht und dann erst gemerkt, dass sie für Sie bestimmt waren.«

Es stellte sich heraus, dass die Köchin vollauf damit beschäftigt war, die Herrschaften im zweiten Stock zu verköstigen. Vor allem die Hebamme habe einen gesegneten Appetit und trinke schon den dritten Humpen Bier. Außerdem hätten sich Frau Elisabeth von Hagemann und Frau Kitty Bräuer angekündigt, die ebenfalls hier zu Abend essen wollten.

Paul wartete, bis Hanna wieder draußen war, dann schüttelte er ärgerlich den Kopf. Kitty und Elisabeth – seine beiden Schwestern. Als ob nicht schon genug Frauen hier in der Villa herumliefen!

»Köchin!«, brüllte eine fremde Stimme aus dem oberen Stockwerk. »Eine Tasse Bohnenkaffee! Aber aus echten Kaffeebohnen, nicht dieses Erbsenzeug!«

Das musste die Hebamme sein. Paul hatte die Frau noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Der Stimme nach zu urteilen schien sie eine kräftige, sehr entschlossene Person zu sein.

»Hat Haare auf den Zähnen«, sagte denn auch sein Vater abfällig. »Die gleiche Sorte wie diese Krankenschwester, die Alicia vor zwei Jahren engagiert hat. Wie hieß sie doch gleich? Otilie. Die konnte ein ganzes Dragonerregiment niederstrecken.«

Von unten war die Türglocke vernehmbar. Einmal, zweimal – Sturm. Zugleich hörte man das Donnern des schmiedeeisernen Türklopfers, der unablässig gegen die kleine Metallplatte in der Tür geschlagen wurde.

»Kitty«, sagte Johann Melzer grinsend. »Das kann nur Kitty sein.«

»Ich komm schon, ich komm schon«, rief Hanna, deren glockenhelle Stimme mühelos drei Stockwerke durchdrang. »Das ist ein Tag! Heilige Mutter Gottes. So ein Tag!«

Paul sprang auf, um hinunter in die Eingangshalle zu laufen. Hatte er Kittys Besuch eben noch als lästig empfunden, so war er jetzt auf einmal froh über ihr Kommen. Nichts war zermürender als dieses untätige Herumsitzen und Warten. Kittys wirbelnde Fröhlichkeit würde ihn ablenken und die Sorgen fernhalten.

Schon auf der Treppe zur Eingangshalle vernahm er ihre aufgeregte Stimme. Kitty – seit einem knappen Jahr mit dem Bankier Alfons Bräuer verheiratet – war selbst guter Hoffnung und würde in einigen Monaten niederkommen, was man ihr jedoch keineswegs ansah. Sie erschien zierlich und schlank wie immer. Nur wenn Paul genau hinsah, fiel ihm die kleine Wölbung unter dem lockeren Kleid auf.

»Du liebe Güte – Hanna! Wie langsam du bist! Lässt uns draußen in der Nässe stehen. Den Tod kann man sich holen bei diesem feuchten Elendswetter. Ach, unsere armen Soldaten draußen in Frankreich und Russland, wie werden sie frieren. Hoffentlich erkälten sie sich nicht. Elisabeth, ich bitte dich, setz endlich diesen Hut ab. Du siehst grauenhaft damit aus, deine Schwiegermutter hat überhaupt keinen Geschmack. Bring mir Hausschuhe, Hanna, die kleinen Pantöffelchen mit der Seidenstickerei. Ist das Kind schon da? Nein? Gott sei Dank, ich fürchtete schon, alles verpasst zu haben ...«

Die beiden Schwestern waren ohne Chauffeur gekommen, vermutlich hatte Elisabeth den Wagen gefahren, da Kitty bisher keine Anstalten gemacht hatte, das Autofahren zu erlernen. Es war auch unnötig, da das Bankhaus Bräuer über mehrere Automobile und einen Chauffeur verfügte. Während Kitty bereits Mantel, Hut und Schuhe ausgezogen hatte, stand Elisabeth noch vor dem ovalen Empirespiegel und besah sich mit beleidigter Schmerzensmiene.

Kitty konnte bei all ihrer Unbefangenheit mitunter recht herzlos sein, dachte Paul. Laut rief er: »Ich finde, dass dir der Hut sehr gut steht, Lisa. Er macht dich ...«

Weiter kam er nicht, denn Kitty hatte sich ihm an den Hals geworfen, küsste ihn auf beide Wangen und nannte ihn »ihren armen, armen Paulemann«.

»Ich weiß doch, wie schrecklich sich die werdenden Väter anstellen«, kicherte sie. »Nun ja – sie haben ihre Schuldigkeit getan und sind überflüssig. Was nun kommt, ist unsere Sache, nicht wahr, Lisa? Was will ein Mann mit einem Säugling anfangen? Kann er ihn stillen? Füttern? Wiegen? Gar nichts kann er ...«

»Jetzt mach mal einen Punkt, Schwesterlein«, rief Paul lachend. »Wer sorgt denn dafür, dass Mutter und Kind ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen haben?«

»Na ja«, meinte sie schulterzuckend und ließ ihn los, um in die zierlichen Pantöffelchen zu steigen, die Hanna vor ihr auf den Boden gestellt hatte. »Aber das ist wenig genug, Paulemann. Weißt du, dass es in Afrika Leute gibt, die schneiden dem werdenden Vater eine tiefe Wunde ins Bein und streuen Salz hinein? Das erscheint mir recht vernünftig, dass die Männer den Geburtsschmerz ein Stück weit mitempfinden ...«

»Vernünftig? Barbarisch ist das!«

»Ach, was bist du nur für ein Feigling, Paulemann!«, kicherte sie. »Aber sei unbesorgt – hierzulande ist diese Sitte noch nicht in Mode gekommen. Wo steckt denn Mama? Oben bei Marie? Habt ihr etwa diese scheußliche alte Hebamme geholt? Die Koberin? Die war bei meiner Freundin Dorothea, als sie niederkam. Und stell dir vor, Paulemann, diese Person war stockbetrunken, als sie das Kind hob. Sie hätte es um ein Haar fallen gelassen ...«

Paul durchfuhr ein Schreck. Er konnte nur hoffen, dass seine Mutter eine Person ausgewählt hatte, die ihr Handwerk verstand. Während er noch darüber nachsann, war Kittys aufgeregter Geist schon wieder mit anderen Dingen beschäftigt.

»Kommst du endlich, Elisabeth? Meine Güte, mit diesem Hut schaust du aus wie ein Feldgrenadier. So richtig grimmig und zu allem entschlossen. Hanna? Wo steckst du denn? Habt ihr Nachricht von Humbert? Geht es ihm gut? Schreibt er fleißig? Nein? Ach, wie traurig. Komm, Elisabeth. Wir müssen rasch hinauf zu Marie, was wird sie von uns denken, wenn wir im Hause sind und uns nicht um sie kümmern ...«

»Ich weiß nicht, ob Marie jetzt Zeit für dich hat ...«, wandte Paul ein, doch Kitty eilte trotz ihrer Schwangerschaft leichtfüßig die Treppe hinauf. »Grüß Gott, Papa-chen«, rief sie durch den Flur, dann war sie schon einen Stock höher gestiegen, wo die Schlafräume lagen. Was sich dort abspielte, konnte Paul beim besten Willen nicht erraten, er vermutete jedoch, dass es Kitty gelungen war, ins Zentrum des Geschehens vorzudringen. Was ihm, dem werdenden Vater, beharrlich verwehrt wurde.

»Wie geht es Papa?«, fragte Elisabeth, die sich jetzt endlich entschloss, Mantel und Hut abzulegen. »Hoffentlich ist diese Aufregung nicht zu viel für ihn.«

»Ich denke, er kommt damit zurecht. Wolltest du die Damenriege dort oben verstärken, oder magst du Papa und mir Gesellschaft leisten?«

»Ich bleibe hier unten. Wollte sowieso etwas mit ihm besprechen.«

Paul war erleichtert, dass wenigstens Elisabeth im Esszimmer bei ihnen ausharren würde, wenn schon Kitty der Hebamme im Weg herumstehen wollte. Oh mein Gott – wenn doch nur alles schon vorbei wäre! Der Gedanke, dass seine Marie solche Schmerzen erleiden musste, war ihm unerträglich. War er selbst nicht die Ursache dafür? Er, der dieses Kind gezeugt hatte?

»Du machst ein Gesicht, als müsstest du Kaulquappen schlucken«, meinte Elisabeth grinsend. »Dabei kannst du dich doch freuen. Du wirst Vater, Paul.«

»Und du wirst Tante, Lisa«, versetzte er ohne Begeisterung.

Im Esszimmer hatte sich Johann Melzer die »Augsburger Neuesten Nachrichten« vorgenommen, um noch einmal die Artikel über den Kriegsverlauf zu studieren. Wenn man den enthusiastischen Berichten glauben wollte, dann war Russland schon so gut wie besiegt, und mit den Franzosen würde man auch bald fertig sein. Aber inzwischen war das dritte Kriegsjahr angebrochen, und Johann Melzer war trotz großer Kaiserstreue auch Realist und somit Skeptiker. Die Begeisterung, die sie alle zu Kriegsbeginn erfasst hatte, war längst verflogen.

»Papa – du trinkst doch nicht etwa?«, ereiferte sich Elisabeth. »Du weißt genau, dass Dr. Greiner dir den Alkohol verboten hat!«

»Unsinn!«, gab er verärgert zurück. Längst hatten sich alle Bewohner der Tuchvilla damit abgefunden, dass er

nun einmal ein eigenwilliger Patient war, sogar Mutter hatte aufgehört, ihn mit Vorschriften und Warnungen zu belästigen. Elisabeth aber konnte es nicht lassen, ihn zu maßregeln. Einer musste schließlich auf seine Gesundheit achten.

»Was schreibt der Herr Leutnant über den Krieg im Westen?«, erkundigte er sich, wohl um weiteren Vorhaltungen auszuweichen. Elisabeth war seit einem guten Jahr mit Major Klaus von Hagemann verheiratet. Sie hatten die Hochzeit nur wenige Tage nach Kriegsausbruch in aller Eile gefeiert, denn Klaus von Hagemann hatte mit seinem Kavallerieregiment am Marnefeldzug teilgenommen. Anfang 1915 hatten dann auch Marie und Paul sowie Kitty und der Bankier Alfons Bräuer den Ehebund geschlossen.

»Gerade heute kam eine Nachricht von Klaus«, berichtete Elisabeth und wühlte die Feldpostkarte aus ihrem Täschchen. »Er steht mit seinem Regiment bei Antwerpen, aber wie es aussieht, wird er wohl bald den Marschbefehl nach Süden erhalten. Wohin, das darf er natürlich nicht schreiben ...«

»Nach Süden – aha«, knurrte Johann Melzer. »Und dir geht es weiterhin gut?«

Elisabeth errötete unter dem aufmerksamen Blick ihres Vaters. Ihr Mann hatte im Oktober des vergangenen Jahres für einige Tage Heimaturlaub erhalten und war seinen ehelichen Pflichten durchaus nachgekommen. Wie sehr hatte sie gehofft, dieses Mal endlich schwanger zu werden. Umsonst. Die lästige monatliche Regel hatte sich wieder eingestellt, boshaft und pünktlich, von den üblichen Kopfschmerzen und Bauchkrämpfen begleitet.

»Es geht mir gut, Papa. Danke der Nachfrage ...«

Paul schob ihr seinen Teller hinüber und bat sie, sich zu

bedienen. Er selbst könne keinen Bissen herunterbekommen.

Elisabeth konnte der fetten Leberwurst nicht widerstehen. Du liebe Güte, wie Paul sich doch anstellte. Natürlich hatte Marie jetzt keine gute Zeit, aber sie brachte ein Kind zur Welt, und auch Kitty war guter Hoffnung. Nur ihr selbst war das Mutterglück verwehrt, aber sie hätte es sich ja von vornherein denken können. Kitty war das Sonnenkind, das vom Schicksal geliebte Wesen, die süße kleine Elfe. Alles, was sie sich wünschte, wurde ihr in den Schoß gelegt. Buchstäblich. Elisabeth musste sich zusammenreißen, um nicht in Selbstmitleid zu versinken. Nun – sie war entschlossen, wenigstens auf andere Art ihre Pflicht gegenüber Kaiser und Vaterland zu erfüllen.

»Weißt du, Papa«, begann sie lächelnd, während Paul schon wieder hinaus in den Flur lief. »Ich denke, dass wir angesichts unserer gesellschaftlichen Stellung und der räumlichen Möglichkeiten in der Villa gar keine andere Wahl haben. Klaus hat mir eindeutig gesagt, er könne dein Zögern nicht begreifen, schließlich sei es unsere vaterländische Pflicht ...«

»Wovon redest du eigentlich?«, fragte Johann Melzer misstrauisch. »Doch nicht von dieser verrückten Idee, hier bei uns zu Hause ein Lazarett einzurichten? Das schlag dir besser gleich aus dem Kopf, Elisabeth!«

Sie hatte Ablehnung erwartet und ließ sich keinesfalls entmutigen. Mama hatte ihrem Plan schon halb und halb zugestimmt, schließlich hatte auch Frau von Sontheim ein Lazarett eingerichtet, und die Eltern ihrer besten Freundin Dorothea hatten eines ihrer Häuser für diesen Zweck bereitgestellt. Nur für Offiziere selbstverständlich, man wollte ja nicht irgendwelche verlausten, ungebildeten Proleten beherbergen.

»Unten in der Halle wäre Platz genug für mindestens zehn Betten, und in der Waschküche könnte man einen Operationsraum ein ...«

»Nein!«

Zur Bekräftigung griff Johann Melzer zur Whiskyflasche und goss sich noch einen guten Schluck ein. Darauf erklärte er, dass unten in der Halle ständiger Durchzug herrsche, was für kranke Menschen außerordentlich ungesund sei, zudem fehle es an Licht, und nicht zuletzt müsse jeder, der das Haus betrete, an den Betten vorbeilaufen, die Halle sei nun einmal der Eingangsbereich der Villa.

»Du vergisst, dass es einen zweiten Eingang vom Garten her über die Terrasse gibt, Papa. Und dem Durchzug kann man durch Vorhänge aus festem Stoff abhelfen. Nein, ich denke, die Halle ist sehr gut geeignet, sie ist geräumig, durchlüftet und von den Wirtschaftsräumen her leicht zugänglich ...«

Johann Melzer trank aus und stellte das leere Glas mit einer heftigen Bewegung zurück auf den Tisch. »Solange ich hier in der Tuchvilla etwas zu sagen habe, wird ein solcher Blödsinn nicht stattfinden. Wir haben auch so schon genügend Mäuler zu stopfen und dazu einen ganzen Sack voller Sorgen um die Fabrik.«

Elisabeth öffnete den Mund zu einer Entgegnung, doch ihr Vater kam ihr zuvor.

»Ich weiß nicht, wie ich meine Arbeiter bezahlen soll und wie lange ich sie überhaupt noch beschäftigen kann«, regte er sich auf. »Baumwolle gibt es schon seit Kriegsbeginn nicht mehr, jetzt ist auch die Wolle knapp, und um aus Hanf Fäden zu spinnen, dazu taugen meine Maschinen nicht. Lass mich also mit dieser verrückten Idee in Ruhe, sonst werde ich ...«

Draußen im Flur war eine Bewegung auszumachen. Man hörte Kittys aufgeregte Stimme, oben klappten verschiedene Türen, und Else lief mit einem Korb voller Tücher durch den Flur. Voller Entsetzen sah Elisabeth, dass die weißen Laken mit hellem Blut befleckt waren.

»Du hast eine Tochter, Paulemann«, rief Kitty von oben herunter. »Eine süße, winzige Tochter. Oh mein Gott – sie ist so klein, aber sie hat schon Ärmchen und Händchen, sogar Fingerchen und Fingernägel. Die Hebamme hat sie Auguste gegeben, damit sie sie badet ...«

Paul lief die Treppe hinauf, um endlich zu Marie vorgehen zu werden, doch Kitty warf sich ihm auf halber Höhe in die Arme und weinte an seiner Schulter vor Glück.

»So lass mich doch los, Kitty ...«, rief er ungeduldig und versuchte sich zu befreien.

»Ja, ja – gleich«, schluchzte Kitty und hielt ihn fest umklammert. »Warte doch, bis sie gebadet ist. Dann bekommst du deine Tochter fix und fertig verpackt in den Arm gelegt. Ach Paulemann, sie ist so bezaubernd. Und Marie war so tapfer. Ich werde das gewiss nicht zustandebringen, das weiß ich jetzt schon. Ich werde ganz Augsburg zusammenbrüllen, wenn ich solche Qualen aushalten muss ...«

Auf der Schwelle vom Esszimmer zum Flur tat Elisabeth einen ärgerlichen Seufzer. Gerade jetzt musste Marie ihr Kind bekommen! Sie hatte noch eine ganze Menge guter Argumente im Hinterhalt, die den Vater ordentlich in die Enge getrieben hätten, aber er war aufgestanden und ebenfalls in den Flur gelaufen.

»Ein Mädchen«, sagte er unzufrieden. »Nun ja – die Hauptsache ist, dass Mutter und Kind wohlauf sind.«

Er musste zur Seite weichen, denn Auguste trug die höl-

zerne Wiege herbei, in der einst der kleine Paul und auch seine beiden Schwestern gelegen hatten. Sie stammte aus dem Haus derer von Maydorn, dem pommerschen Familienzweig, und hatte wohl schon so manchen adeligen Säugling in den Schlaf geschaukelt.

»Marie!«, rief Paul im oberen Flur. »Marie, mein Schatz. Geht es dir gut? So lasst mich doch endlich zu ihr!«

»Er soll warten!«, vernahm man die herrische Stimme der Hebamme.

»Diese Person ist grauenhaft«, sagte Kitty empört. »Wenn es bei mir so weit ist, will ich diese Megäre auf keinen Fall in meiner Nähe haben. Sie tut ja so, als gehöre ihr die ganze Villa. Stell dir vor, sie hat sogar Mama herumkommandiert ...«

Elisabeth entschloss sich widerwillig, nun endlich auch das Esszimmer zu verlassen und an dem Geschehen teilzuhaben. Immerhin war sie schrecklich neugierig auf den Säugling. Ein Mädchen! Das geschah Marie nur recht. Wie enttäuscht Papa diese Nachricht zur Kenntnis genommen hatte. Er hatte auf einen Knaben gehofft, der später einmal die Fabrik weiterführen würde ...

Oben war jetzt Getuschel zu vernehmen, Paul stand neben Kitty an der Treppe, beide machten betretene Gesichter. Wie seltsam, dachte Elisabeth. Ob es Marie nicht gut ging? Hatte sie zu viel Blut verloren? Würde sie gar an Entkräftung sterben?

Elisabeth spürte plötzlich ein heftiges Herzklopfen, und sie musste sich am Geländer festhalten, während sie die Treppe hinaufstieg. Oh Himmel. Sie hätte Marie ja durchaus ein kleines Fieber gegönnt – aber sie musste doch nicht gleich von dieser Welt gehen!

Jetzt öffnete sich die Tür des Schlafzimmers, und Mama trat heraus. Sie war vollkommen außer sich, die Ärmste.

Ganz rot im Gesicht, die Bluse hatte feuchte Flecken, und ihre Hände zitterten, als sie sich eine losgelöste Haarsträhne hinters Ohr strich.

»Paul, mein lieber Paul ...«

»Um Himmels willen – Mama! Was ist geschehen?«

Er stürzte auf sie zu, die Stimme versagte ihm.

»Es ist ... es ist unfassbar«, schluchzte Alicia Melzer.

»Du hast einen Sohn.«

Niemand begriff den Sinn ihrer Worte, schon gar nicht Elisabeth. Eben war es noch eine Tochter gewesen, jetzt auf einmal ein Sohn. War die Hebamme betrunken? Konnte sie nicht Männlein von Weiblein unterscheiden?

»Einen Sohn?«, stammelte Paul. »Also keine Tochter, sondern einen Sohn? Aber was ist mit Marie?«

Alicia musste sich gegen die Wand lehnen, sie schloss für einen Moment die Augen und legte den Handrücken an die heiße Stirn. Sie lächelte.

»Deine Frau hat Zwillinge geboren, Paul. Ein Mädchen und einen Knaben. Wie es Marie geht? Nun, gerade eben ging es ihr noch ausgezeichnet ...«

Elisabeth blieb mitten auf der Treppe stehen. Ihre Angst verwandelte sich auf der Stelle in eine zornige Aufwallung. Zwillinge! Unfassbar, so etwas! Manche Leute konnten ja wohl nicht genug bekommen. Und gesund schien sie auch noch zu sein. Jetzt vernahm man auch das Quäken eines Säuglings, ziemlich schwach und gequetscht, als müsse sich das kleine Wesen schrecklich anstrengen, um diese Laute von sich zu geben. Plötzlich zog sich Elisabeths Herz zusammen, und ein Gefühl großer Zärtlichkeit erfasste sie. Die beiden mussten ja winzig sein, denn sie hatten sich den Platz im Leib ihrer Mutter teilen müssen.

Jetzt endlich erschien die Hebamme, eine stämmige Person mit grau meliertem Haar und feisten, von roten

Äderchen durchzogenen Wangen. Sie trug eine frisch gestärkte weiße Schürze, die sie vermutlich gerade eben über das schwarze Kleid gebunden hatte. In ihren angewinkelten kräftigen Armen lagen zwei weiße Pakete. Die Neugeborenen waren in Umschlagtücher eingewickelt, nur die rosigen Köpfchen waren zu sehen. Paul starrte mit gerunzelter Stirn auf seine Kinder, sein Blick war ungläubig, ja verblüfft.

»Sie ... sie sind doch gesund, oder?«, fragte er die Hebamme.

»Freilich sind sie gesund!«

»Ich meine ja nur ...«, stotterte Paul.

Wie ein stolzer Vater wirkte er nicht gerade, wie er da stand und die gar zu kleinen Babys anstarrte. Ihre Gesichter glichen Grimassen, die Augen schmale Schlitzte, die Nasen zwei kleine Löchlein, nur die Münder erschienen groß. Eines der beiden quengelte, stieß seltsam gepresste, hilflose Laute aus.

»Welches ist der Knabe?«, wollte Johann Melzer wissen, der ebenfalls hinaufgestiegen war.

»Der Schreihals. Ist leichter als seine Schwester, aber schon jetzt entschlossen, sich über die Zustände auf dieser Erde zu beschweren.«

Die Hebamme grinste – wenigstens sie schien mit dem Ergebnis ihrer Bemühungen zufrieden. Sie hatte jetzt auch nichts dagegen, dass Paul an ihr vorbei ins Schlafzimmer eilte.

»Marie!«, hörte Elisabeth ihn halblaut rufen. »Meine arme, süße Frau. Was hast du ertragen müssen! Wie geht es dir? Sie sind großartig, unsere Kinder ... unsere Kinder ...«

»Gefallen sie dir?«, sagte Marie und kicherte leise. »Zwei auf einen Streich – wenn das nicht praktisch ist.«

»Marie ...«, flüsterte Paul mit überströmender Zärtlichkeit. Was er weiter sagte, konnte Elisabeth nicht verstehen, es war auch nicht für neugierige Zuhörer bestimmt.

Elisabeth verspürte einen Kloß im Hals, der immer heftiger anschwell. Oh Himmel, wie rührend das alles war. Und wie sehr sie sich wünschte, dass auch Klaus einmal solch zärtliche, dankbare Worte an sie richten würde. Sie ging zu Mama, um sie zu umarmen, und auf einmal bemerkte sie, dass sie weinte.

»Haben Sie schon Namen für die beiden?«, wollte die Hebamme wissen.

»Gewiss«, sagte Alicia Melzer, und sie streichelte den Rücken ihrer Tochter Elisabeth.

»Das Mädchen wird Dorothea heißen und der Knabe Leopold.«

»Dodo und Leo«, rief Kitty begeistert. »Papachen – du musst die Sektflaschen öffnen, ich werde einschenken. Ach, wenn unser guter Humbert doch hier wäre. Niemand konnte so geschickt eingießen und auftragen wie er. Gehen wir, gehen wir – die beiden da drinnen haben jetzt ganz schrecklich viel miteinander zu flüstern ...«

Man begab sich in den roten Salon, schickte nach Else, die Gläser herbeitragen sollte, während Johann Melzer in den Keller hinunterstieg, um den Sekt zu holen. An diesem Freudentag durfte auch das Personal einen kleinen Schluck auf den frisch geborenen Melzer'schen Nachwuchs trinken, Kitty füllte die Gläser, und Alicia rief die Köchin und Hanna aus der Küche herbei, Else trug ein Tablett hinauf ins Schlafzimmer, wo sie zuerst das glückliche Elternpaar, dann aber auch Auguste und die Hebamme mit dem prickelnden Schampus versorgte.

»Ein Hoch auf die neuen Erdenbürger«, rief Johann Melzer aus. »Gottes heilige Engel mögen über ihnen

wachen, so wie sie über unserem geliebten Vaterland und unserem Kaiser treue Wacht halten ...«

Man trank auf Dodo und Leo, auf Marie, die junge Mutter, auf das frisch gebackene Elternpaar und natürlich auf den Kaiser. Die Köchin Brunnenmayer erklärte, sie habe längst gewusst, dass die gnädige Frau Zwillinge trug, weil sie doch dicke Beine bekommen hatte, und Hanna erkundigte sich, ob sie die Kinder später im Wagen spazieren fahren dürfe. Das wurde ihr in Aussicht gestellt – allerdings nur in Begleitung eines Kinderfräuleins, das noch zu engagieren sei.

»Ich war lange nicht mehr so froh und erleichtert«, sagte Alicia, als die Familie wieder unter sich war. Ihre Augen leuchteten, nach all den Aufregungen hatte das halbe Gläschen Sekt sie schon berauscht. »Es kommt mir vor, als seien die alten Zeiten wieder zurück. Als wir beide noch jung waren, Johann. Und unsere Kinder noch klein. Erinnerst du dich? Ihr fröhliches Lachen in der Halle. Wie sie im Park herumgetobt sind und den Gärtner zur Verzweiflung brachten ...«

Johann Melzer hatte von seinem Sekt nur genippt. Er stellte das Glas ab, um seine Frau in seine Arme zu schließen, eine Geste, die schon lange nicht mehr zwischen ihnen üblich gewesen war. Elisabeth sah, wie ihre Mutter lächelnd die Augen schloss und ihre heiße Wange an seine Schulter lehnte.

»Wohl dem, der auf vergangenes Glück zurückschauen kann«, murmelte er. »Das ist ein Schatz, den ihm niemand nehmen kann.«

Was treibst denn so lange?«, keifte Else Hanna an. »Ich wart schon eine geschlagene Viertelstunde hier im Regen! Wenn wir heut kein Fleisch und keine Wurst mehr heimbringen, dann werd ich der gnädigen Frau schon sagen, wessen Schuld das ist.« Else war schlechter Laune, und sie hatte keine Hemmungen, Hanna ihren Gemütszustand spüren zu lassen. So war sie nun einmal, die ach so stille und unauffällige Else. Niemals wagte sie, gegen die wehrhafte Auguste oder gar gegen die energische Köchin aufzumucken. Und gegenüber der Herrschaft war sie ganz und gar devot. Aber Hanna, die sowieso ständig getadelt und gestraft wurde, die war dem Stubenmädel Else als Prügelkind gerade recht.

Hanna schleppte einen großen Henkelkorb, in dem ein Sack aus grobem Nesseltuch lag, man hoffte, vielleicht ein paar Kartoffeln zu ergattern.

»Hab noch das Geschirr waschen und einen Eimer Kohlen holen müssen«, sagte sie zu Else, die in Hut und Mantel unter dem Säulendach des Eingangsportals auf sie gewartet hatte. Wo sie eigentlich gar nicht stehen durfte, denn das Personal hatte die beiden Seiteneingänge zu benutzen. Von wegen im Regen gewartet – kein Tröpfchen war auf Elses Mantel zu sehen.

»Ein Wetter ist das«, jammerte Else nun, denn sie musste ihr trockenes Plätzchen aufgeben, um sich gemeinsam mit Hanna auf den Weg zu machen. »Das geht durch und

durch. Wenn ich mich nur nicht erkältet habe. Geh doch anständig, Hanna. Du spritzt mir ja den Rock nass. Kannst du überhaupt irgendetwas vernünftig tun? Nicht einmal geradeaus laufen kannst du. Pass auf, dass der Korb nicht ...»

Sie schrie auf, breitete auf komische Weise die Arme aus und taumelte nach vorn. Ein trockener Ast, den der Wind von der alten Kastanie abgerissen hatte, war auf den Weg gefallen und hatte sie ins Stolpern gebracht. Zu allem Unglück trat sie nun auch noch in eine Pfütze und durchweichte dabei ihren linken Schuh, der sowieso schon ein Loch hatte.

»Geben Sie Obacht, Else«, sagte Hanna mit ernsthafter Miene, hinter der sie ihre Schadenfreude verbarg. »Da liegt ein trockener Ast im Weg.«

Oh, wie wütend Else nun wurde! Natürlich war Hanna an diesem Missgeschick völlig unschuldig, aber ein Grund, um beschimpft zu werden, ließ sich offenbar immer finden. Ihr lautes Mundwerk. Ihre Ungeschicklichkeit. Beim Abwasch gestern Nacht hatte sie eines der teuren, geschliffenen Sektgläser zerbrochen.

Während sie durch den Park zur Straße gingen, hatte sich Hanna eine Menge Vorhaltungen anzuhören. An diesem Tag störte es sie jedoch wenig, denn sie dachte daran, wie eklig es sein musste, mit einem klatschnassen rechten Schuh herumzulaufen. Und der Saum von Elses Rock hatte auch ordentlich etwas abbekommen.

Als sie auf die Straße einbogen, konnte sie in der Ferne zwischen allerlei Fabrikgebäuden, Remisen und Apfelwiesen das spitze Dach des Jakobertors sehen. Im Nieselregen erschienen Häuser und Türme der Stadt dunkelgrau und wenig einladend. Hanna zog das Tuch zurecht, das sie als Regenschutz über Kopf und Schultern gelegt hatte. Es half nicht allzu viel, der Nieselregen drang mit Leichtig-

keit durch den Stoff. In diesem Punkt hatte Else leider recht.

»Unserer jungen Herrin solchen Kummer zu bereiten. Wo sie gestern erst Mutter geworden ist ...«

Was Else da für einen Blödsinn schwatzte. Der jungen Frau Melzer war es gewiss völlig gleich, ob es nun elf oder zwölf Sektgläser waren. Und überhaupt war die junge Frau Melzer immer auf Hannas Seite. Auch der junge Herr. Der hatte sie damals, als sie den schlimmen Unfall in der Fabrik gehabt hatte, ins Krankenhaus gebracht. Er war ein guter Mensch, ganz anders als sein Vater. Der war oft mürrisch und konnte die Angestellten zusammenstauchen. Nur bei der Köchin, der Brunnenmayer, da war sogar der Direktor Melzer vorsichtig. Die war was Besonderes, denn sie kannte alle Geheimnisse der Kochkunst. Die Brunnenmayer konnte zwar auch ordentlich schelten, aber sie war offen und ehrlich, und sie schwatzte nie hinter dem Rücken über jemanden. Das tat die Else und auch die Auguste. Die war überhaupt ein Luder, die Auguste. Vor der musste man sich in Acht nehmen. Besonders jetzt, wo ihr Mann, der Gustav, im Feld war. Bevor sie den eingezogen hatten, war die Auguste ganz anders gewesen. Fröhlich, manchmal sogar gutmütig. Jetzt war sie ein Scheusal.

Sie betraten die Stadt durch das Jakobertor und schauten neidisch zu, wie ein junges Ehepaar in eine schwarze Limousine stieg und davonfuhr. Die hatten es gut, brauchten sich nicht nassregnen zu lassen. Es gab nicht mehr viele Privatautos, weil der Treibstoff für das Heer benötigt wurde, aber reiche Leute, wie der Bankier Bräuer, die konnten sich Benzin beschaffen. Trotzdem hatte aller Reichtum dem jungen Herrn Bräuer nicht geholfen – er hatte ins Feld ziehen müssen, genau wie alle anderen.

In der Maximilianstraße war tatsächlich ein Stand, an

dem Kartoffeln ausgegeben wurden. Eine lange Schlange hatte sich davor gebildet, vor allem Frauen, aber auch Kinder, alte Männer und Kriegskrüppel. Die kostbaren Knollen lagen in Säcken auf einem Lastwagen, zwei Männer in Uniform hatten eine Waage auf eine Holzkiste gestellt und wogen die Kartoffeln ab.

»Das sind viel zu wenig«, taxierte Else. »Du musst sagen, dass wir zehn Personen sind, darunter eine Wöchnerin, die gestern geboren hat. Hier hast du Geld. Und wehe, du lässt dich übers Ohr hauen!«

Else entriss ihr den Einkaufskorb, drückte ihr den Sack in die Hände und gab ihr einen Schubs in Richtung Warteschlange. Hanna stellte sich brav hinten an und hatte dabei das niederschmetternde Gefühl, völlig umsonst hier im Regen auszuharren. Da waren mehr als dreißig Leute vor ihr, und jetzt drängte sich noch ein altes Mütterchen dazwischen, das so schrecklich zitterte, dass niemand das Herz hatte, es davonzujagen. Neidisch sah Hanna Else hinterher, die mit dem großen Korb in den Bäckerladen ging und dort vermutlich frisches Brot und vielleicht sogar lecker duftende Semmeln kaufte. Danach würde sie Milch und Butter einholen, vermutlich aber wieder einmal nur dieses eklige »Kunstspeisefett« erhalten, über das sich die Brunnenmayer immer schrecklich aufregte.

»Da schau, das faule Pack«, sagte eine Frau im blauen Wollmantel, die ein Stück vor Hanna in der Reihe stand. »Hocken herum und schwatzen, anstatt zu arbeiten.«

Hanna blickte neugierig in die Richtung, in die der Zeigefinger der Frau wies. Dort waren Arbeiter beschäftigt, das Straßenpflaster auszubessern, regennasse Gestalten in abgerissener Kleidung, einige trugen nicht einmal eine Mütze auf dem triefenden Haar. Es waren Kriegsgefangene, die von zwei Uniformierten des Landsturms bewacht wurden.

»Die machen eine Pause«, sagte ein junger Mann. Er war sehr bleich und hielt sich kerzengerade. Wenn er sich bewegte, schwankte er jedoch bei jedem Schritt auf seltsame Weise hin und her, weil er rechts eine Beinprothese hatte. »Arme Schweine sind das. Haben auch nichts anderes getan, als für ihr Vaterland ins Feld zu ziehen.«

»Dreckige Russen«, beharrte die Frau im Wollmantel. »Verlaust und dummdreist. Wie sie nach den Mädchen schauen, diese Kerle. Nimm dich vor denen nur in Acht, Kleine!«

Damit meinte sie Hanna, die mit großen, mitleidigen Augen auf die erschöpften Männer starrte. Sie fand nicht, dass diese Kriegsgefangenen gefährlich aussahen, viel eher schienen sie ihr halb verhungert und ganz sicher krank vor Heimweh. Was für eine verrückte Sache solch ein Krieg doch war. Zuerst waren alle voller Begeisterung gewesen. »Wir hauen den Franzmännern auf die Mütze«, hatte es geheißen, und »an Weihnachten sind wir alle wieder zu Hause«. Die junge Frau Melzer und ihre Schwägerinnen waren zum Bahnhof gefahren, Else, Auguste und sie, Hanna, hatten Körbe mit belegten Broten und Kuchen geschleppt, um all die Köstlichkeiten an die Soldaten zu verteilen, die in langen Eisenbahnzügen nach Westen fuhren. Da wurden Fähnchen geschwenkt und gewinkt, alle waren wie im Rausch gewesen. Für den Kaiser. Für unser deutsches Vaterland. In den Schulen fiel der Unterricht aus, was Hanna gut gefallen hatte. Zwei ihrer Brüder hatten sich freiwillig zum Militärdienst gemeldet, wie stolz waren sie gewesen, als sie nach der Musterung angenommen und eingekleidet wurden. Sie waren noch im ersten Kriegsjahr umgekommen, der ältere war an einem Fieber gestorben und der jüngere irgendwo in Frankreich gefallen, an einem Fluss, der Somme hieß. Paris hatte er nie gesehen. Und

dabei hatte er Hanna damals noch versprochen, eine Ansichtskarte zu schicken, wenn er siegreich in die französische Hauptstadt eingezogen war.

Jetzt, im dritten Kriegsjahr, hatte Hanna längst begriffen, dass man sie damals angeschwindelt hatte. Von wegen zu Weihnachten wieder daheim. Der Krieg hatte sich eingeknistet, er hockte wie ein böser Geist auf dem Land und fraß, was er kriegen konnte. Brot und Fleisch, Männer und Kinder, Geld, Pferde, Benzin, Seife, Milch und Butter. Es schien, als bekäme er niemals genug. Da sammelten sie alte Kleider, Metall, Gummi, Obstkerne und Papier. Auch Frauenhaar war begehrt. Demnächst würden sie wohl noch ihre Seelen haben wollen – wenn sie die nicht schon längst hatten ...

»Träum nicht, Kleine«, sagte der junge Mann mit dem Holzbein. »Du bist gleich dran.«

Sie erschrak und stellte fest, dass sie tatsächlich nicht umsonst gewartet hatte, der Mann wog zwei Pfund Kartoffeln ab und machte eine auffordernde Kopfbewegung in ihre Richtung.

»Macht vierundzwanzig Pfennige.«

»Ich brauche aber mehr Kartoffeln«, sagte Hanna. »Wir sind zehn Personen, darunter eine Wöchnerin, die gestern Zwillinge geboren hat ...«

Hinter ihr wurden unmutige Rufe und Gelächter laut. Man habe zu Hause sechs hungrige Kinder und die alten Eltern.

»Zwillinge?«, rief ein kleiner Witzbold. »Ich bin ein Fünfpling!«

»Ich ein Hundertling ...«

»Ruhe!«, rief der Mann an der Waage ärgerlich. Er war müde, und die Arme taten ihm weh. »Zwei Pfund. Wem's net gefällt, der kriegt gar nichts. Fertig.«

Die Kartoffeln, die in Hannas Sack kullerten, waren ganz klein. Für jeden im Haus zwei, schätzte sie.

Man schob sie zur Seite, der Nächste empfing seine zwei Pfund Kartoffeln, und ein rascher Blick belehrte sie, dass auf dem Lastwagen nur noch wenige Säcke lagen. Nun würde Else sie wieder schelten, und dabei war es wirklich nicht ihre Schuld, dass sie nicht mehr bekommen hatte. Unschlüssig stand sie auf der Stelle, überlegte, ob sie sich hinten in der Schlange wieder anstellen sollte, vielleicht erkannte sie der Mann ja nicht und gab ihr noch mal zwei Pfund. Da spürte sie, dass jemand sie anstarrte. Es war ein langer Blick aus fremdartig dunklen Augen, er kam von einem der Kriegsgefangenen, die jetzt wieder an die Arbeit gehen mussten. Ein schmaler Bursche war es, ziemlich bleich, der erste dunkle Flaum wuchs auf Kinn und Wangen. Er stand breitbeinig und sah zu ihr hinüber, lächelte für einen winzigen Moment, dann stieß ihn jemand gegen die Schulter, und er packte die Spitzhacke, schwang sie hoch und riss das Pflaster auf. Eine Weile arbeitete er ohne Unterbrechung, hackte mit wütender Kraft auf die Pflastersteine ein, und Hanna wunderte sich, wie einer, der gewiss kaum etwas Vernünftiges zu essen bekam, dennoch solche Kräfte haben konnte.

Ein Russe, dachte sie. Aber ein hübscher Russe. Verlaust war er wohl trotzdem.

»Da schau mal einer an!«, kreischte eine weibliche Stimme, die ihr nur allzu bekannt war. »Schaust den Männern hinterher, wie? Ein feines Früchtchen hab ich da großgezogen. Bist jetzt zu vornehm, deine Mutter zu grüßen?«

Hanna fuhr herum und sah voller Entsetzen, dass ihre Mutter ganz rot im Gesicht war, auch hatte sie den Hut falsch herum aufgesetzt. War sie etwa schon am frühen Morgen betrunken?

»Guten Morgen, Mama. Wolltest du auch Kartoffeln kaufen?«

Eine alkoholgeschwängerte Atemwolke traf sie und bestätigte ihre Vermutung. Grete Weber war im vergangenen Jahr in der Fabrik entlassen worden wie so viele andere auch. Seitdem ging es immer weiter bergab mit ihr.

»Kartoffeln?«, krächzte ihre Mutter und stieß ein heiseres Lachen aus. »Woher sollt' ich wohl das Geld haben, Kartoffeln zu kaufen? Weißt doch, dass ich nix mehr verdienen kann, Mädel. Dein Dienstherr, der junge Herr Direktor Melzer, der hat mich rausgeworfen. Nachdem ich über zehn Jahr' treu und fleißig an der Spinnmaschine gestanden bin und meine Arbeit getan hab, hat der mich einfach auf die Straße gesetzt ...«

Hanna schwieg dazu, sie wusste aus Erfahrung, dass Widerspruch zwecklos war, auch wenn die Mutter ihr gerade einen Sack voller Lügen aufgetischt hatte. Von wegen »zehn Jahr' treu und fleißig ...«. Wenn sie wenigstens nicht so laut schreien würde, es musste ja nicht jeder wissen, dass sie stockbetrunken war! Woher sie wohl das Geld für den Schnaps hatte? Der Vater war im Feld, und die beiden jüngeren Brüder waren bei einer entfernten Tante in Boblingen untergekommen.

»Bist meine einzige Stütze, Hannakind«, krächzte die Weberin jetzt weinerlich und griff nach Hannas Arm. »Alle sind sie davon. Verdorben. Gestorben. Haben mich allein gelassen. Hungern muss ich und frieren ...«

»Das tut mir leid, Mama. Wenn ich meinen Lohn bekomme, dann kann ich dir auch was geben. Aber das ist erst am Monatsende ...«

»Was redst du denn? Monatsend' ist grad erst gewesen. Willst mich anlügen, Hanna? Deine eigene Mutter anlügen? Dass dir einmal die Hand aus dem Grab herauswächst ...«

Der mütterliche Griff war jetzt so fest, dass Hanna die Zähne zusammenbeißen musste, um nicht aufzuschreien. Sie machte einen Versuch, sich loszureißen, doch Grete Weber hatte erstaunliche Kräfte, auch wenn sie betrunken war.

»Erst gibst mir das Geld ...«, keifte sie und zerrte Hanna hin und her. »Her damit! Willst deine Mutter verhungern lassen, undankbares Balg? Da schau, was für feine Schuhe sie hat. Und ein Tuch aus guter Wolle. Aber die Mutter soll in Lumpen gehen ...«

»Du kaufst ja doch nur Schnaps davon ...«, entfuhr es Hanna, die verzweifelt versuchte, sich zu befreien.

»Das sagst du mir?«, kreischte die Weberin in heller Wut. »Deiner eigenen Mutter sagst du so was? Da hast du's!«

Die Ohrfeige traf Hanna unerwartet, sie war kräftig. Die Mutter hatte vier Buben und ein Mädel großgezogen, sie wusste zuzuschlagen. Hanna wich mit einem erschrockenen Aufschrei zurück, wobei ihr der Sack mit den Kartoffeln aus der Hand fiel. Zwar bückte sie sich eilig, um ihn wieder aufzuheben, doch schneller, als sie denken konnte, hatte die Weberin die Beute an sich gerafft.

»Da nehm ich einstweilen das, und morgen komm ich in die Villa, um das Geld zu holen ...«

»Nein!«, kreischte Hanna und versuchte, ihrer Mutter den Sack zu entreißen. »Die Kartoffeln gehören mir nicht. Sie gehören der Herrschaft. Gib sie zurück ...«

Es war sinnlos, Grete Weber hatte sich bereits auf die andere Straßenseite gerettet, und ausgerechnet jetzt zuckelte ein Pferdefuhrwerk vorbei, das mit Bierfässern beladen war. Um ein Haar wäre Hanna in das alte Pferd hineingelaufen.

»Bist denn blind und taub, Madel?«, fuhr der Bierkut-

scher sie wütend an. »Allweil sind's die Weibslaut, die net aufpassen können.«

Natürlich war die Mutter längst zwischen den Häusern verschwunden, als das Fuhrwerk endlich den Weg freigab. Und selbst wenn Hanna sie noch eingeholt hätte – Grete Weber hätte ihr den Sack ganz sicher nicht freiwillig zurückgegeben, sondern es vielmehr auf eine Prügelei ankommen lassen.

Sie wird die Kartoffeln in Schnaps umtauschen, dachte Hanna beklommen. Geht in die nächste Kneipe und feilscht herum.

Wie schrecklich das war, solch eine Mutter zu haben. Hoffentlich hatte wenigstens Else nichts von diesem Auftritt mitbekommen, sonst würde sie nachher in der Küche wieder davon reden, dass die Hanna ja aus »schlimmen Verhältnissen« kam und gut aufpassen musste, nicht der-einst wieder dort hinzukommen. Dabei war die Mutter früher tatsächlich einmal fleißig gewesen. Das war zwar schon lange her, aber Hanna konnte sich noch gut daran erinnern. Damals war es der Vater gewesen, der immer betrunken gewesen war und sie alle geprügelt hatte. Die Mutter hatte sich oft vor die Kinder gestellt, die Schläge mit dem eigenen Körper von ihnen abgehalten. Da hatte die Mutter auch noch mit Näharbeiten Geld verdient, und die Brüder waren in die Schule gegangen. Aber später hatte auch Grete Weber gelegentlich zur Flasche gegriffen, und in der Fabrik hatte sie nie ihr Soll erfüllen können. Am Ende hatte sie der junge Herr Melzer nur aus Mitleid mit Hilfsarbeiten beschäftigt ...

Hanna überlegte, wie sie sich aus der Affäre ziehen könnte. Sie schaute zu dem Lastwagen hinüber und stellte fest, dass dort nur noch leere Säcke auf der Ladefläche lagen. Die Männer waren dabei, die große Waage in die

Kiste zu packen, dann hoben sie die Kiste auf den Lastwagen und kletterten ins Führerhaus. Der Motor ratterte. Langsam fuhr der Laster an, und die Leute, die gehofft hatten, noch ein paar Kartoffeln zu ergattern, mussten jetzt zur Seite weichen, um nicht überfahren zu werden. So weit, so gut, dachte Hanna. Sie konnte Else ja erzählen, dass sie nichts mehr bekommen hätte und die ganze Zeit umsonst in der Schlange gewartet habe. Der Haken daran war nur, dass auch das Geld weg war. Immerhin vierundzwanzig Pfennige. Dafür konnte man ein Roggenbrot kaufen. Oder zwei Eier. Oder einen ganzen Liter Milch ...

Sie drehte sich um, überlegte, ob sie nicht besser hinüber in den Milchladen ging, um nach Else zu schauen. Dabei konnte sie sich auch für ein paar Minuten unterstellen, denn der Regen war heftiger geworden, das Tuch war schon ganz durchweicht, und die Nässe rann ihr den Nacken hinunter. Gerade als sie sich entschlossen hatte, loszumarschieren, begegnete sie – warum auch immer – erneut diesen fremden, dunklen Augen. Der russische Kriegsgefangene stand gebückt, die Hacke in beiden Händen, den Kopf in ihre Richtung gewandt. Er sah sie mit einem Ausdruck von Unverständnis und Mitleid an, folgte ihr mit Blicken, während sie hinüber zum Milchgeschäft lief, und erst als jemand ihm einen zornigen Befehl zubrüllte, setzte er seine Arbeit fort.

Auch das noch, dachte Hanna. Wahrscheinlich denkt er, eine Diebin habe mir die Kartoffeln gestohlen. Wie gut, dass er nicht weiß, dass diese Diebin meine eigene Mutter ist. Wieso kümmert es mich eigentlich, was dieser Russe über mich denkt? Es sollte mir ganz egal sein. Was für ein dreister Kerl, der mir ständig nachschaut! Es wäre besser, man würde ihn zurück nach Russland bringen, soll er dort die Mädchen anlotzen.

Sie wollte gerade die Tür des Milchladens öffnen, da sah sie Else aus der Metzgerei kommen. Das ältliche Stubenmäd-
del – Else war schon über vierzig – blieb auf dem Trottoir vor dem Geschäft stehen und lächelte einfältig, wie sie es tat, wenn sie mit einer höhergestellten Person redete. Tatsächlich trat in diesem Augenblick eine dunkel gekleidete Frau aus dem Geschäft, die einen schrecklich altmodischen Hut trug. Kannte sie diesen Hut nicht? Natürlich – der gehörte Fräulein Schmalzler, die eigentlich den Posten der Hausdame in der Villa innehatte. Vor einem halben Jahr hatte die gnädige Frau sie ihrer Tochter Kitty »ausgeliehen«, dort sollte die Schmalzler das Hauswesen organisieren und das Personal einarbeiten. Auguste hatte erzählt, in der schönen Stadtvilla der Bräuers ginge es »drunter und drüber«. Das Personal nähme sich unglaubliche Freiheiten heraus, während die Gnädige Bilder malte und mit Hammer und Meißel auf Marmorblöcken herumhackte, anstatt sich um ihr Hauswesen zu kümmern.

Die Schmalzler war freilich die Richtige für eine solche Aufgabe. Hanna mochte die Hausdame nicht besonders, musste aber zugeben, dass Eleonore Schmalzler einen scharfen Blick hatte und sich bemühte, gerecht zu sein. Sie hielt nicht viel von Hanna. Aus ihr würde wohl niemals eine verlässliche Kraft werden, hatte sie ihr vor Monaten gesagt, und vielleicht hatte sie ja recht.

Hanna blieb stehen und beobachtete, wie die Schmalzler einen schwarzen Regenschirm aufspannte, unter dem sie nun mit Else zu schwatzen begann. Jetzt fragte die Schmalzler Else wohl nach den neuesten Ereignissen in der Tuchvilla aus. Else würde bestimmt erzählen, dass dieses ungeschickte Ding, das Küchenmäd-
del, eines der geschliffenen Sektgläser zerbrochen habe. Hanna seufzte und wischte sich die Regentropfen aus dem Gesicht. Es war kalt, und

die Nässe drang durch die Kleidung. Wie lange wollten die beiden eigentlich noch dort stehen und ratschen? Dachte Else gar nicht mehr an ihren nassen Fuß?

Wenigstens schien sie guter Laune zu sein. Als sie sich mit einem Knicks von der Schmalzler verabschiedete und mit dem gut gefüllten Korb auf Hanna zusteuerte, lag noch der Rest eines befriedigten Lächelns auf ihrem Gesicht. Es hatte ihr wohlgetan, allerlei Klatsch und Tratsch zu verbreiten.

»Da bist du ja«, sagte sie zu Hanna, als habe sie lange nach ihr suchen müssen. »Wo hast du die Kartoffeln?«

Hanna schilderte fantasievoll, wie sie in der Schlange gewartet habe und just in dem Moment, als sie an die Reihe kam, der Mann gesagt habe, sie sei ein Pechvogel, denn nun seien die Kartoffeln leider alle.

Else war immer noch guter Dinge, sie schüttelte nur unwillig den Kopf und meinte, ob Hanna denn nicht versucht habe, sich ein wenig nach vorn zu schieben. Sie sei doch sonst nicht auf den Kopf gefallen.

»Die haben genau aufgepasst. Ein Bub hat sich vordrängeln wollen, da hat ihm eine Frau eine feste Watschen gegeben.«

»Oha!«, sagte Else und fügte hinzu, dass der Hunger manche Leute zu wilden Tieren mache. Sie reichte Hanna den schweren Korb. »Deck den Sack drüber, muss net jeder sehen, dass wir heut Semmeln bekommen haben.«

Da hatte sie den Schlamassel. Der Sack war weg, den hatte ihre Mutter mitgenommen. Jetzt fehlte nur noch, dass Else nach dem Geld fragte.

»Den Sack hab ich ... hab ich verschenkt ...«

Else blieb stehen vor Verblüffung. Das war ja ungeheuerlich. Dieses Mädchen verschenkte Gegenstände, die der Herrschaft gehörten!

»Verschenkt? Bist narrisch worden?«

Jetzt wurde die Sache schon gefährlich, Hanna musste sich etwas ganz Gescheites einfallen lassen, um da herauszukommen.

»Einem armen Krüppel hab ich den Sack geschenkt«, sagte Hanna mit treuherzigem Augenaufschlag. »Der hockte drüben neben dem Kaufhaus und zitterte vor Kälte. Er hatte keine Beine mehr, Else. Nur zwei Stümpfe. Da hab ich ihm den leeren Sack geschenkt, damit er ihn sich um die Schultern legen konnte ...«

Das klang ja fast so rührend wie die Geschichte vom heiligen Martin, der seinen Mantel mit dem Bettler teilte. Else wirkte jedoch skeptisch. Wenn es galt, eine Lügengeschichte aufzutischen, war Hannas Phantasie unerschöpflich. Suchend blickte Else zum Kaufhaus hinüber, dort war kein Bettler zu sehen, nur eine junge Frau mit einem Kind, die den Leuten bunte Feldpostkarten anbot.

»Und wo ist er hin, dein Bettler?«

»Der ist wohl weggegangen ...«

»Auf seinen Stümpfen, wie? Dass ich net lach! Verlogene Person. Komm du nur heim, da werden sie dir schon den Marsch blasen! Eine Tracht Prügel hast dir verdient ...«

Es war keine großartige Idee gewesen, das musste Hanna vor sich selbst zugeben. Auch wenn es durchaus Krüppel gab, die auf ihren Stümpfen laufen konnten, die Sache war einfach zu weit hergeholt. Verzagt lief sie hinter Else her, die nun mit energischem Schritt in Richtung Jakobertor ging und sich in bedrohliches Schweigen hüllte.

Nun würde sie wieder einmal eine Strafe bekommen, vermutlich zog man ihr etwas vom Lohn ab, dabei musste sie von dem wenigen, das sie erspart hatte, noch die vierundzwanzig Pfennige nehmen, die Else hoffentlich erst in der Villa von ihr fordern würde. Aber Hanna war bereit,

alle möglichen Ärgernisse und Strafen auf sich zu laden, wenn nur niemand erfuhr, was tatsächlich geschehen war. Sie schämte sich viel zu sehr für ihre Mutter.

»Denk bloß nicht, dass du eine von den Semmeln bekommst«, nahm Else jetzt das Schelten wieder auf. »Die sind für die Herrschaft, und wenn was übrig bleibt, dann haben da andere einen Anspruch drauf!«

Hanna schwieg. Was sollte sie schon dazu sagen? Sie hatte die leckeren goldbraunen Semmeln trotz der feuchten Papiertüte, in der sie steckten, schon gerochen. Was für ein Duft! Das war weißes Mehl, ein wenig Milch, dazu Salz und Hefe. Locker und köstlich. Ganz was anderes als das steinharte, dunkle Roggenbrot, das – so hatte die Köchin behauptet – mit Sägespänen gestreckt wurde.

»Bekommt halt jede das, was sie verdient«, sagte Else hämisch. Es gefiel ihr sichtlich, nun wieder einen Grund zu haben, Hanna so richtig herunterzuputzen.

Wie gemein das ist, dachte Hanna verbittert. Wie ungerecht! Ich hab nichts Schlimmes getan!

Ihre linke Hand machte sich plötzlich selbstständig. Sie fuhr in die Tüte hinein und zog eine runde Semmel heraus. Was dann geschah, war ein krimineller Akt, ein Verbrechen an Kaiser und Vaterland. Doch Hanna konnte nicht anders. Sie barg die Semmel unter ihrem Tuch, bis sie an der Baustelle vorübergingen. Dort schoss ihre Hand plötzlich unter dem Tuch hervor, und die runde Köstlichkeit wechselte den Besitzer.

Blitzschnell war es geschehen, und nur zwei Menschen hatten davon Kenntnis. Das Küchenmädels Hanna Weber und ein junger Russe, der die Gabe eilig unter seiner Jacke verschwinden ließ.

Zweimal hatte die Sekretärin Ottilie Lüders bereits an Pauls Bürotür geklopft und gefragt, ob sie für den jungen Herrn Direktor nicht Holz nachlegen solle. Aber Paul hatte grinsend abgewehrt, er sei schließlich keine Frostbeule. Drüben in den Hallen, wo die Arbeiterinnen an den Selfaktoren stünden, würde auch nicht geheizt. Darauf hatte die Lüders einen tiefen Seufzer unterdrückt und ihm unaufgefordert eine Tasse Ersatzkaffee auf den Schreibtisch gestellt. Weil ein Mensch an solch einem kalten, dunklen Wintermorgen etwas Warmes brauche.

»Lieb von Ihnen, Fräulein Lüders!«

Paul lehnte sich im Stuhl zurück, um seine Zeichnung mit kritischen Augen zu überblicken. »Wenn Maries Vater doch noch am Leben wäre. Jacob Burkard hätte diese Maschine mit Leichtigkeit entworfen.«

Er schüttelte den Kopf und griff zum Radiergummi, um eine Korrektur anzubringen, zeichnete eine Weile mit Dreieck und Lineal und nickte dann zufrieden. Er war kein Genie, wie der arme Burkard es gewesen war, dafür aber ein Praktiker und kein übler Geschäftsmann. Er würde Bernd Gundermann aus der Spinnerei bitten, sich seine Zeichnung einmal anzuschauen. Gundermann war vor Jahren aus Düsseldorf zugezogen; er hatte dort bei Jagenberg gearbeitet, die damals schon Fasern aus Papier herstellten. Man zerschnitt die gewaltigen Papierrollen in zwei bis vier Millimeter breite Streifen, die an

den Enden geleimt und zu Fäden gedreht wurden. Diese Papierfäden ließen sich zu Stoffen verweben. Vorwiegend waren es grobe Stoffe, die für Säcke, Traggurte oder Treibriemen taugten, verfeinert konnte man jedoch auch Kleiderstoffe daraus herstellen. Freilich waren solche Textilien unbequem, sie ließen sich nicht wie gewohnt waschen, und wer längere Zeit damit im Regen herum- lief, der hatte das Nachsehen. Aber angesichts des katastrophalen Rohstoffmangels wurde die Herstellung von Papierfasern im Reich massiv gefördert. Die Existenz der Melzer'schen Tuchfabrik stand auf der Kippe, und nur wenn es gelang, in das Geschäft mit diesen Fasern einzu- steigen ...

Ein leises Klopfen an der Tür zum Büro störte ihn in seinen Gedanken.

»Paul?«

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. Wieso klopfte Vater bei ihm an? Normalerweise stiefelte er unangemeldet in das Büro seines Sohnes, wann immer es ihm passte.

»Ja, Vater. Soll ich zu dir kommen?«

»Nein, nein ...«

Die Tür zitterte ein wenig, dann wurde sie gänzlich auf- geschoben, und Johann Melzer trat ein. Seit seinem Schlaganfall vor zwei Jahren war er abgemagert, das Haar schlohweiß, die Hände bewegten sich in nie endender Rastlosigkeit. Der Niedergang seiner Fabrik seit einem guten Jahr machte ihm schwer zu schaffen. Dabei waren sie zu Kriegsbeginn richtig gut im Geschäft gewesen, hat- ten Uniformstoffe aus Baumwolle und Wolle hergestellt, ein kriegswichtiges Unternehmen, dessen junger Direktor Paul Melzer aus diesem Grund von einer Einberufung fürs Erste verschont blieb ...

»Da ist Post für dich gekommen, Paul.«

Melzer streckte seinem Sohn ein Schreiben entgegen, legte es in den Lichtkreis der Arbeitslampe auf Pauls Zeichnung und trat dann einen Schritt vom Schreibtisch zurück. Paul starrte auf den Absender. Der Magistrat der Stadt Augsburg, Kommunalbehörde. Etwas in seinem Inneren wehrte sich dagegen, an diese Tücke des Schicksals zu glauben. Warum gerade jetzt? Mitten in seiner Freude über Maries glückliche Niederkunft. Mitten in seine hoffnungsvollen Pläne hinein.

»Wann ist das gekommen?«, fragte er und hielt das Schreiben näher an die Lampe, um den Poststempel zu entziffern. Es konnte auf keinen Fall von heute sein, denn es war erst kurz nach acht, und der Briefträger kam gegen neun in die Fabrik.

»Vorgestern«, sagte sein Vater dumpf. »Ich habe im Trübel der Ereignisse völlig vergessen, es dir zu geben.«

Ein rascher Blick in das verschlossene Gesicht des Vaters ließ Paul an der Wahrheit dieser Worte zweifeln, doch er sagte nichts dazu. Er nahm den silbernen Brieföffner und setzte ihn an, durchtrennte den Umschlag mit Bedacht in sauberer Linie und zog das Schreiben heraus. Für einen kurzen Moment gab er sich der Hoffnung hin, es könne eine simple Anfrage der Kommunalbehörde sein, die Arbeiter der Fabrik betreffend. Doch noch bevor er das Schreiben entfaltet hatte, starrte ihm das Wort »Einberufungsbefehl« in fetten Druckbuchstaben entgegen. Kurz und bündig wurde ihm mitgeteilt, dass er sich am Mittwoch, den neunten Februar zur militärischen Ausbildung zu melden habe. Mit seinem Sonderstatus als Direktor der Tuchfabrik war nun Schluss. Dass er vor zwei Tagen Vater geworden war und seine junge Frau nun allein lassen musste – wen interessierte es?

Schweigen lastete im Raum, weder Paul noch seinem

Vater war danach, die üblichen Kommentare abzugeben, mit denen solche Mitteilungen aufgenommen wurden.

Und dennoch: Es war nun mal nur recht und billig, dass jeder seine vaterländische Pflicht erfüllte. Er würde wohl kaum mit Freuden hinausziehen, um das deutsche Vaterland und den Kaiser zu verteidigen, während Marie allein mit den Zwillingen blieb. Aber sich feige zu drücken, während andere ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes opferten, das wäre eine Schande.

»Morgen«, sagte Paul leise, mit einem Anflug von Galgenhumor. »Da hast du mir das Schreiben ja gerade noch rechtzeitig gebracht, wie?«

Sein Vater nickte und wandte sich ab. Trat zum Fenster und starrte hinunter in den leeren Fabrikhof, der von vier elektrischen Lampen beleuchtet wurde. Es wurde jetzt langsam hell, gleich würde man die Lichter ausschalten.

»Ich habe Medizinalrat Dr. Greiner angerufen. Du kannst heute Nachmittag bei ihm vorsprechen.«

Paul tat einen ärgerlichen Seufzer. Was hatte man da für Mauscheleien hinter seinem Rücken geplant?

»Wozu soll das gut sein?«

»Er kann dir ein Herzleiden attestieren. Oder eine Lungengeschichte. Damit du wenigstens nicht an die Front geschickt wirst, Paul. Wir brauchen dich doch.«

Paul schüttelte den Kopf. Nein, wenn er schon ins Feld ging, dann richtig und nicht wie ein feiger Drückeberger. Außerdem war die Lage des deutschen Heeres doch gar nicht so übel, in Frankreich stagnierte es wohl etwas, aber Russland stand kurz vor der Kapitulation.

»Wenn man den Berichten glauben darf«, sagte Johann Melzer mit seltsamer Betonung.

Paul faltete den Einberufungsbefehl wieder zusammen, steckte ihn in den Umschlag und schob ihn in die Innen-

tasche seiner Jacke. Es war nun mal so und nicht anders. Jetzt kam es darauf an, das Beste daraus zu machen. Er war nicht der Einzige. Tausende und Abertausende junger Männer in ganz Europa gingen diesen Weg – weshalb sollte ausgerechnet er, Paul Melzer, davor bewahrt bleiben?

»Ich werde bis Mittag hier meine Arbeit tun, Vater«, sagte er mit einer Ruhe, die ihn selbst überraschte. »Den Nachmittag und Abend möchte ich mit meiner Frau und den Kleinen verbringen.«

Johann Melzer nickte. Behauptete, dies sehr gut verstehen zu können. »Mach dir keine Gedanken, mein Sohn. Ich habe keine Schwierigkeiten, den Laden wieder allein zu schmeißen. Im Gegenteil, es ist ein Jungbrunnen für mich, ich freue mich sogar darauf.«

»Ich werde den Bau einer Papierschneidemaschine in Auftrag geben, Vater. Nach diesen Plänen. Dazu eine spezielle Spinnmaschine, die die Papierstreifen zu Fäden verdrillt. Schau – so wird sie aussehen ...«

Paul wusste recht gut, dass sein Vater nichts von diesen »albernen Tütenstöffchen« hielt. Fäden webte man aus Wolle, Seide, Baumwolle oder Flachs – niemals aus Papier oder Zellstoff. Ein Johann Melzer ließ sich nicht dazu herab, billige Ersatzstoffe zu weben, die auseinanderfielen, wenn man sie nur scharf ansah. In Bremen seien mehrere Ladungen mit Baumwolle aus den Kolonien angekommen, habe es geheißen. Aber die Dreckskerle da oben behielten den Rohstoff für sich, um ihn in eigenen Fabriken zu verarbeiten.

»Wir werden sehen ...«

»Wenn der Krieg noch länger dauert, Vater, ist das unsere einzige Chance.«

Paul beschloss, Nägel mit Köpfen zu machen. Sobald der Vater sein Büro verlassen hatte, rief er die Lüders he-

rein, um ihr mehrere Schreiben zu diktieren. Es ging darum, die Preise für Papier und eventuell auch Zellstoff zu ermitteln, um an den Rohstoff günstig heranzukommen. Ottilie Lüders stenografierte zuverlässig wie gewohnt, tippte die Schreiben und machte sie postfertig.

»Soll ich die Sachen Ihrem Vater auf den Schreibtisch legen?«

Sie dachte mit, die Lüders. Wusste offensichtlich schon, dass er morgen nicht mehr hier sein würde. Vermutlich hatte ihre Kollegin, die Hoffmann, an der Tür gelauscht. So etwas tat die Lüders nicht. Beide Sekretärinnen hatten Lohnkürzungen hinnehmen müssen wie fast alle anderen Angestellten und Arbeiter der Fabrik. Besonders um ihretwillen tat es Paul weh, seinen Posten verlassen zu müssen. Er war für diese Menschen verantwortlich, musste Aufträge hereinholen, neue Wege finden, um ihnen Arbeit und Brot geben zu können. Inzwischen beschäftigten sie fast nur noch Frauen; die wenigen Männer in der Fabrik waren entweder zu alt für den Kriegsdienst oder untauglich. Die Frauen mussten ihre Familien ernähren, nicht wenige waren Witwen, die anderen wussten oft nicht, was aus ihren Männern geworden war. Keine Nachricht, keine Feldpost – verschollen.

Er vermied es, weiterzudenken. Er liebte Marie, sie hatten doch erst vor einem guten Jahr geheiratet – Gott würde ihn und seine junge Familie beschützen.

Als Nächstes ließ Paul Bernd Gundermann kommen und zeigte ihm seine Konstruktionspläne. Der Arbeiter war jedoch kein heller Kopf, er konnte sich nur undeutlich an die großen Maschinen bei Jagenberg entsinnen. Vielleicht hätte er sie wiedererkannt, wenn er sie fertig aufgebaut vor sich gesehen hätte. Mit einer Zeichnung aber konnte er rein gar nichts anfangen. Immerhin gab er be-

reitwillig Antwort auf Pauls Fragen und humpelte dann erleichtert davon. Gundermann hatte bei einem Unfall alle Zehen des rechten Fußes eingebüßt, daher war er vom Kriegsdienst freigestellt. Zumal er schon fast fünfzig Jahre alt war.

Kurz vor Mittag ordnete Paul seinen Schreibtisch, machte ein paar Notizen für seinen Vater und verabschiedete sich von der Lüders und der Hoffmann. Beide Frauen machten Gesichter wie bei einer Beerdigung, hielten sich aber tapfer, während er ihnen die Hände drückte. Erst als er die Treppe hinunterlief, hörte er sie schluchzen. Unten im Hof kamen ihm zwei Angestellte aus der Kalkulation entgegen, auch Mittermayer und Huntzinger aus der Spinnerei wollten ihm noch einmal die Hand schütteln. Dann einige Frauen, die in der Weberei die letzten Wolldecken von Hand säumten. An der Pforte stand wahrhaftig der alte Gruber. Ihm liefen Tränen über das rotwangige Gesicht. Unfassbar, wie schnell die Buschtrommeln in der Fabrik doch arbeiteten. Und wie sehr sie alle an ihm hingen. Trotz der Entlassungen und Lohnkürzungen, die er gezwungenermaßen hatte durchführen müssen.

Er lief zu Fuß hinüber zur Villa, kümmerte sich weder um den Nieselregen noch um den eisigen Wind, der ihm den Hut vom Kopf fegen wollte. Die Anhänglichkeit seiner Angestellten hatte ihn einerseits gerührt, andererseits fühlte er sich beklommen bei solch tränenreicher Verabschiedung. Er hatte schließlich vor, so bald wie möglich zurückzukehren. Und zwar heil und gesund. Man brauchte ihn.

Marie wartete unten in der Eingangshalle auf ihn und lief ihm entgegen, als er eintrat. Wie gut sie aussah, so rosig ... Eine neue Art von Zärtlichkeit war in ihren Augen. Er schloss sie in seine Arme.

»Geht es dir gut, mein Liebes? Du bist heute schöner denn je ...«

Sie schwieg und schmiegte sich an ihn, ließ ihn ihren Körper spüren, der durch die Schwangerschaft üppiger, mütterlicher geworden war.

»Papa hat es mir heute früh gesagt, Paul. Es ist hart, gerade jetzt. Aber wir müssen es nehmen, wie Gott es fügt.«

Er hielt sie fest in den Armen und war froh, dass sie so gefasst blieb, sonst hätte er selbst die Tränen nicht zurückhalten können. So zu spüren, was man verlor. Die geliebte Frau an seinem Herzen zu halten und zu wissen, dass man sie nun für lange Zeit, vielleicht für immer, verlassen musste.

»Lass uns hinaufgehen, mein Schatz«, sagte er leise. »Ich will ein paar Minuten mit dir allein sein.«

Hand in Hand liefen sie die Treppe empor, schlichen wie zwei Diebe über den Flur und huschten hinauf in den zweiten Stock.

Paul öffnete die Tür zu Kittys Zimmer, das seit ihrer Heirat leer stand und als Gästezimmer diente. Erschöpft von dem raschen Lauf ließ sich Marie auf Kittys hellblauem Sofa nieder, und Paul setzte sich neben sie. Schweigend zog er sie in seine Arme, küsste sie und konnte gar nicht mehr damit aufhören, als wäre es möglich, all die Zärtlichkeit, die er für sie empfand, in diesen einen Augenblick zu legen. Unten rief Mama nach Auguste, wollte wissen, ob der Herr Direktor und der junge Herr bereits angekommen seien. Was Auguste antwortete, konnte er nicht verstehen, und es war jetzt nicht wichtig.

»Ich bin stolz auf dich, Marie«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Wie stark du bist. Wie fest. Glaube mir, in meinem Inneren toben wütende Stürme, ich hadere mit dem Schicksal und wünschte nichts mehr, als bei dir bleiben zu dürfen ...«

»Seit wann weißt du es?«, fragte sie.

»Seit einer knappen Stunde ...«

»Sie haben es vor uns geheim gehalten ...«

Er glaubte, einen Vorwurf aus dieser Feststellung herauszuhören, und schüttelte den Kopf.

»Das haben sie um unseretwillen getan, Marie. Ich bin Vater deshalb nicht böse.«

»Nun – du hast wahrscheinlich recht ...«

Mit leichter Sorge sah er, dass Marie die dunklen Augenbrauen gesenkt hatte, was sie immer dann tat, wenn ihr etwas nicht gefiel. Sie mochte die herrische Art seines Vaters nicht, schon mehrfach hatte sie ihm widersprochen, und er, Paul, hatte zwischen den beiden vermitteln müssen. Nun würde Marie ohne seine Unterstützung sein, und er konnte nur hoffen, dass sie klug genug war, Papa nicht herauszufordern.

»Papa ist so glücklich über die Enkel, Marie. Du hättest ihm keine größere Freude machen können.«

»Ich?«, fragte sie und sah ihn verschmitzt an. »Ich denke mal, dass auch du an der Sache beteiligt warst ...«

»Das ist allerdings wahr.«

»Auch wenn dein Anteil winzig klein ist«, behauptete sie.

»So klein auch wieder nicht, meine Süße ...«

»Sehr klein ...«

Sie zeigte mit Daumen und Zeigefinger einen Abstand, der nicht größer war als ein Stecknadelkopf. Er legte den Kopf schräg und runzelte die Stirn.

»Klein, aber entscheidend«, trumpfte er auf.

»Einen Groschen in einen Automaten gesteckt ...«

Wie frech sie war, seine süße Frau. Sie brachte ihn sogar jetzt zum Lachen, zwang ihn, sie zur Strafe fest an sich zu pressen und zu küssen, bis sie um Gnade bat.

»Wie groß ist mein Anteil?«, wollte er wissen, als sie stöhnte, sie würde gleich ersticken.

»Ansehnlich, mein Schatz.«

»Ansehnlich? Das ist zu wenig!«

»Paul, hör auf... ich bekomme wirklich keine Luft mehr ... Paul ... Liebster ... Geliebter ... Vater meiner Kinder ...«

Sie versuchte, mit ihm zu rangeln, presste beide Hände gegen seine Brust, um ihn fortzuschieben, was ihr jedoch nicht gelang. Er liebte dieses Spiel, seine widerspenstige Marie, seine freche, süße, kluge und manchmal schrecklich alberne Ehefrau. Wie oft hatten sie im Schlafzimmer ein unfassbares Chaos veranstaltet, das sie am Morgen vor dem Aufstehen sorgsam wieder in Ordnung brachten, um weder Else noch Auguste einen Anlass zum Klatsch zu geben.

»Sag es, sonst lasse ich dich nicht frei ...«, keuchte er und umklammerte sie.

»Dein Anteil ist immens, mein Gebieter. Unendlich. So groß wie der Ozean und das Weltenall ... Reicht das jetzt? Oder möchtest du noch Gottvater genannt werden?«

»Das täte nichts schaden.«

»Das könnte dir so passen ...«

Sie strich mit dem Finger durch die kurzen Haare in seinem Nacken, und er erschauerte, denn diese zarte Berührung erregte ihn aufs Äußerste. Wie boshaft das Schicksal war, dass es ihm keine einzige Liebesnacht mit seiner Marie mehr gönnte, ihn gerade jetzt ins Feld schickte, da sie noch im Wochenbett war. So würde ihm nur die Erinnerung bleiben, und er ahnte schon jetzt, dass seine Fantasie ihm Glück und Pein zugleich bescheren würde.

»Ach Paul«, sagte sie leise an seiner Schulter. »Wie dumm und albern wir doch sind. Zwei Kinder, die sich

sehnsuchtsvoll aneinanderklammern. Und dabei müssten wir doch gerade jetzt so klug sein. Uns wichtige Dinge mitteilen. Nichts vergessen, was wir einander noch sagen wollten. Für jetzt ... und für die Zukunft ...«

»Und was wolltest du mir sagen, meine kluge Marie?«

Es klang wie ein Aufschluchzen, doch als er sie ansah, lächelte sie.

»Dass ich dich liebe ... unendlich ... ohne alle Grenzen ... für alle Zeit, solange ich lebe ...«

»Das ist das Klügste und Wichtigste, was du je gesagt hast, mein Schatz.«

Sie wollte protestieren, doch er ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Und stell dir vor, Marie, es geht mir genauso.«

»Dann wollen wir es dabei belassen, Liebster.«

Schweigend hielten sie einander fest, schlossen die Augen und lauschten auf die Stille des unbewohnten Zimmers. Keine Uhr tickte, alle Geräusche waren verstummt, der Lauf der Zeit war außer Kraft. In diesen wenigen Minuten, da ihr Atem den gleichen Rhythmus nahm, ihre Herzen im gleichen Takt schlugen, schien es ganz und gar unmöglich, dass sie einander je verlieren könnten.

»Gnädiger Herr? Sind Sie da drinnen?«

Elses Klopfen zerriss die glückliche Zeitlosigkeit und brachte sie beide zurück auf den Boden der Tatsachen.

»Die gnädige Frau lässt melden, dass man zu Tisch ginge ...«

Paul fing Maries ärgerlichen Blick auf und legte ihr zärtlich den Finger auf die Lippen.

»Danke, Else. Wir kommen herunter ...«

Die Eltern saßen bereits zu Tisch, der Vater begleitete ihr Eintreten mit leichtem Stirnrunzeln, die Mutter lächelte verstehend und voller Kummer.

»Graupensuppe?«, sagte Paul mit gespielter Heiterkeit, während er seine Serviette entfaltete. »Und sogar mit Markklößchen. Dann wünsche ich allseits guten Appetit.«

Man dankte, und Alicia nahm die Suppenkelle aus Elses Hand, um heute selbst die Teller zu füllen. Natürlich wusste seine Mutter Bescheid, er konnte ihr ansehen, dass sie geweint hatte. Und auch das Personal war auf dem Laufenden, das war aus Elses Grabesmiene zu schließen und auch aus der Tatsache, dass die Brunnenmayer sich offensichtlich bemühte, sein Leibgericht zu kochen. Markklößchen hatte er von Kind auf geliebt.

»Kitty hat sich für heute Nachmittag angesagt«, verkündete Alicia in Pauls Richtung. »Und auch Elisabeth will kommen. Ich hoffe, es ist euch beiden recht ...«

Marie warf Paul einen aufmunternden Blick zu und meinte, sie freue sich sehr, die beiden zu sehen. Vor allem Kitty, die immer für Trubel und Heiterkeit Sorge.

»Die Köchin hat Kuchen gebacken und für heute Abend sogar einen Heringssalat angekündigt.«

Man sprach über die Brunnenmayer, die sich als wahre Zauberin entpuppt hatte und aus den wenigen Zutaten, die noch zu haben waren, die leckersten Gerichte herstellte. Nachdem Else das Hauptgericht – Schweinebraten mit Klößen und Apfelmus – serviert hatte, entstand zunächst eine ungewohnte Stille. Man hörte das Geräusch der Bestecke auf den Tellern, Johann Melzer hob sein Weinglas, man trank einander zu, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich räusperte sich Alicia.

»Wir haben einige Sachen zusammengepackt, Paul. Dinge, die du brauchen wirst. Schau nach dem Essen einmal drüber, ob wir auch nichts vergessen haben.«

»Danke, Mama.«

Niemand hatte Freude an dem so liebevoll zubereiteten

Schweinebraten. Paul kaute darauf herum, nahm sich eine zweite Portion, um die Brunnenmayer nicht zu betrüben. Morgen um diese Zeit würden sie ohne ihn zu Tisch sitzen. Warum sollte es ihnen besser gehen als all den anderen Familien? Der Vater von Elisabeths Freundin Serafina, Oberst von Sontheim, war vor zwei Wochen gefallen, auch einer ihrer Brüder und alle drei Söhne von Direktor Wiesler. Auch Herrmann Kochendorf aus dem Magistrat war eingezogen worden. Wie man hörte, lag er schwer verwundet in Belgien in einem Lazarett, und all sein Geld konnte ihm auch nicht helfen. Rechtsanwalt Dr. Grünling kämpfte irgendwo in Russland, es gab keine Nachricht von ihm, was stets ein schlimmes Zeichen war. So viele junge Männer, die vor zwei Jahren noch auf dem Hausball der Melzers fröhlich getanzt und um die bezaubernde Kitty Melzer gebalzt hatten, waren irgendwo im Feindesland gefallen, ihre Eltern kannten nicht einmal ihr Grab.

»Hat man etwas von Humbert erfahren können?«, erkundigte sich Paul, dem das Schweigen schrecklich auf die Stimmung schlug.

»Oh ja!«, rief Marie. »Das hatte ich ja ganz vergessen. Stell dir vor, Paul, er hat der Brunnenmayer einen Feldpostbrief geschrieben. Er steckt beim Nachschub in Belgien, muss Pferde striegeln und Ställe ausmisten.«

Alle lächelten bei der Vorstellung. Der Hausdiener Humbert war schrecklich empfindlich, der Anblick einer Spinne ließ ihn hysterisch werden, seine Kleidung war stets blitzsauber, die Schuhe frisch geputzt. Pferdeställe ausmisten war für ihn gewiss keine angenehme Beschäftigung.

»Er ist schon ein seltsamer Bursche«, meinte Johann Melzer. »Aber er wird sich irgendwie durchschwindeln, da bin ich ganz sicher.«

Paul war froh, als das Mittagessen zu Ende war. Nicht einmal den leckeren Vanillepudding mit Himbeersirup hatte er wirklich genießen können – die Stimmung bei Tisch war einfach zu beklemmend. Wenn nur Kitty schon hier wäre. Den Nachmittag und einen Teil des Abends würde er mit den Eltern und Schwestern verbringen müssen. Erst danach konnte er endlich mit Marie allein sein. Mit Marie und den beiden Kleinen.

»Was hat die Hebamme gesagt?«, hörte er seine Mutter im Flur leise fragen.

»Er ist so weit gesund«, antwortete Marie mit gedämpfter Stimme. »Nur sehr klein. Er muss unbedingt trinken.«

»Ich habe mich schon nach einer Amme umgesehen. Morgen stellen sich gleich drei Frauen vor ...«

Plötzlich überkam Paul die Sorge, sein Sohn könne sterben. Er war zu klein, trank offenbar nicht. Wie sollte er da überleben? Wieso bestellte Mama die Amme erst für morgen? Musste der Kleine nicht schon heute trinken? Und wieso stillte Marie ihn nicht? Er riss die Tür des roten Salons auf, wo Else ihnen echten Mokka serviert hatte, und lief zur Treppe, die nach oben in die Schlaf Räume führte.

»Marie?«

Er stieg hastig hinauf. Oben kam ihm Auguste entgegen, die momentan in die Position einer Kinderfrau hineinwuchs. In der vergangenen Nacht hatte man ihr die Zwillinge anvertraut, und es hatte keinerlei Schwierigkeiten gegeben.

»Es ist alles in Ordnung, gnädiger Herr«, sagte sie und deutete einen Knicks an. »Die gnädige Frau stillt gerade – es ist besser, wenn Sie sie jetzt nicht stören.«

»Was ist mit dem Buben? Trinkt er jetzt?«

»Irgendwann wird er schon trinken ...«

Die Antwort beruhigte ihn nicht, doch er sah ein, dass er wenig tun konnte, und ging wieder hinunter. Im Flur hatte sein Vater auf ihn gewartet, er zog ihn ins Arbeitszimmer, wo auf der Couch allerlei Dinge ausgebreitet waren. Unterwäsche, Socken, ein Regenmantel, eine Taschenlampe mit mehreren Sätzen Batterien, eine warme Weste, ein gutes Messer mit Kette, eine Schachtel mit Nähzeug und Ersatzknöpfen, eine Browning, Zucker, Schokolade, warme Pantoffeln, Handschuhe ...

»Wenn etwas fehlt, können wir es dir schicken«, sagte sein Vater.

Paul starrte die Dinge an und wurde sich darüber klar, dass er von nun an seinen gesamten Besitz auf dem Rücken herumschleppen würde. Es war vorbei mit den warmen Öfen, dem weichen Bett und dem täglichen Bad. Von morgen an würde er nicht viel mehr gelten als der Geringste seiner Arbeiter, denn er hatte keinen Offiziersrang, war nur ein einfacher Soldat. Seltsamerweise gefiel ihm der Gedanke, Entbehrungen zu ertragen, tagelang zu marschieren, dreißig Kilometer, fünfzig Kilometer pro Tag – die Marschleistungen des deutschen Heeres waren gefürchtet. Es würde hart werden, er würde seine Grenzen kennenlernen und darüber hinausgehen müssen, aber er zog in den Kampf, um seine deutsche Heimat und seine Familie zu schützen. Diesen Gedanken musste er sich bewahren, er würde ihn durch den Kugelhagel und durch alle Entbehrungen tragen und ihm helfen, einen Sinn in seinem eigenen Tun und in dem Kriegsgeschehen zu erkennen. Eine Zeit der Bewährung stand ihm bevor. Wenn er zurückkehrte – und er hatte selbstverständlich vor, zurückzukehren –, dann würde er ein anderer sein.

Kittys aufgeregte Stimme war im Flur zu hören. Dann Elisabeth, die mit irgendeinem unzufrieden war, dazwi-

schen Mama, wie immer bemüht, die Töchter am Streiten zu hindern.

»Lass mich mit deinen ständigen Predigten in Ruhe, Lisa«, rief Kitty laut. »Es ist mir gleich, was dein hochgeschätzter Herr Major und Ehegespons schreibt. Sieg, Sieg, Sieg und immer nur Sieg! Und wo ist er, dieser Sieg? Nichts ist damit. Alles nur Lügen und dummes Gewäsch ...«

»Wie kannst du so ehrlos daherreden, Kitty! Das ist Verrat an Kaiser und Vaterland, eine Verhöhnung all der mutigen Helden, die auf dem Feld der Ehre ihr Leben ließen! Der Sieg ist zum Greifen nahe, hat Klaus geschrieben. Und er weiß schließlich, was er sagt ...«

»Bitte, Elisabeth!«, fuhr Alicia dazwischen. »Echauffiere dich nicht. Gerade heute solltet ihr beiden nicht ...«

»Ach – jetzt bin ich es wieder gewesen. Natürlich, das hätte ich mir ja denken können.«

Paul sah, wie sein Vater das Gesicht zu einem amüsierten Lächeln verzog. Er liebte Kittys spontane Art, auch wenn er es selten zugab.

»Mir ist es vollkommen gleich, ob wir siegen oder verlieren«, trompetete Kitty. »Was wollen wir denn mit Frankreich – ich zumindest brauche es nicht. Und das dreckige Russland schon gar nicht. Und die Kolonien können sie von mir aus gern geschenkt haben. Wenn sie nur meinen Paulemann bei uns lassen. Schließlich haben sie mir schon meinen Alfons genommen, da wäre es nur anständig, mir wenigstens Paulemann zu lassen. Hör auf, mit den Augen zu rollen, Lisa. Ich bin ja schon still, Mama. Wie versprochen bin ich ganz still. Wie ein Mäuschen. Gefasst und ruhig.« Sie unterbrach sich, nur um kurz darauf fortzufahren: »Hast du ein Taschentuch für mich, Lisa? Ich muss meines irgendwo verloren haben ...«

Mama führte die beiden in den Wintergarten, wo man

Kaffee trinken und Kuchen essen würde. Paul sah auf seine Taschenuhr – es war vier Uhr am Nachmittag. Er hatte noch fünfzehn Stunden. Wieso schlich die Zeit so langsam dahin? All diese Gespräche, dieses Abschied-Nehmen, dieser Zwang, gefasst zu wirken, sich zuversichtlich zu geben – wie mühsam das war. Er erinnerte sich daran, wie man einige seiner Jugendfreunde, die sich als einjährige Freiwillige gemeldet hatten, verabschiedet hatte. Das war gleich zu Anfang des Krieges gewesen, alle waren voller Enthusiasmus gewesen und hatten es kaum erwarten können, gegen den Feind zu ziehen. Zwei seiner Schulkameraden waren wegen körperlicher Gebrechen für untauglich erklärt worden – oh, wie zornig sie darüber gewesen waren. Die anderen hatten den Vorabend ihres Dienstantritts in feuchtfröhlicher Runde gefeiert, waren mitten in der Nacht mit Fackeln durch die Straßen von Augsburg marschiert und hatten die »Wacht am Rhein« gegrölt. Paul war mitten unter ihnen gewesen, und in der allgemeinen rauschhaften Begeisterung hatte er bedauert, nicht mit den Kameraden in den Krieg zu ziehen.

»Paulemann!«

»Bitte, Kitty!«, rief Alicia. »Wir wollten uns gefasst und ...«

Doch es war zu spät, Kittys Gefühle waren stärker als alle Versprechungen und guten Vorsätze. Kaum war Paul im Wintergarten erschienen, da lag sie schluchzend an seiner Brust.

»Ich geb dich nicht her. Ich halte dich fest, Paulemann. Sie müssen mich mitten entzweireißen, wenn sie dich haben wollen ...«

»Nicht weinen, Kitty«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Denk an das Kind unter deinem Herzen. Ich komm doch wieder, Schwesterlein.«

Er musste ihr sein Taschentuch leihen und wartete geduldig, bis sie sich geschnäuzt und die Tränen abgewischt hatte. Dann führte er sie zu einem der Korbstühle, wo sie sich erschöpft niederließ. Marie erschien in einem lockeren Kleid aus weißer Baumwollspitze, sie hatte ein wolles Tuch um die Schultern gelegt, ihre Miene war verhalten.

»Ist alles in Ordnung mit den Kleinen?«, wollte er wissen.

»Junge Mütter sind zu Anfang stets überbesorgt«, antwortete Alicia an Maries Stelle. »Es steht alles bestens, Paul.«

Die Stunden krochen im Schneckentempo dahin. Kuchen essen, Kaffee trinken, Elisabeths Traktate über den baldigen Sieg des geliebten Vaterlandes anhören, Kittys waidwunde Blicke ertragen, Maries Lächeln, in dem so viel Sorge und Trauer lagen. Papas Zuversicht, bald wieder Baumwolle aus den Kolonien kaufen zu können, Mamas blasses Gesicht, ihre vorbildliche Haltung, ihr Bestreben, ihm das Herz nicht schwer zu machen. Gegen fünf kam der alte Sibelius Grundig, der in der Maximilianstraße ein Fotoatelier führte. Alicia hatte ihn bestellt, um ein Familienfoto zur Erinnerung zu machen, und so positionierten sie sich nach den Wünschen des Fotografen, Paul zwischen seiner Mutter und Marie, Kitty an Papa geschmiegt, Elisabeth auf der anderen Seite, mit einer Miene, die jedem sagte: Ich bin ja doch nur das fünfte Rad am Wagen.

Gegen Abend kam die Schmalzler zu einem kurzen Besuch, drückte Paul die Hand und wünschte ihm Gottes Segen. Sie war seinerzeit mit der jungen Alicia von Maydorn als deren Kammerzofe aus Pommern gekommen, hatte sich später zur Hausdame hochgearbeitet und alle drei Kinder aufwachsen sehen. Paul war immer ihr Liebling gewesen.

Nach dem Abendessen – wollte man ihn eigentlich zu Tode mästen? – bat Paul schließlich, die verbleibenden Stunden mit seiner Frau und den Kleinen verbringen zu dürfen. Niemand widersprach, seine Schwestern küssten ihn zum Abschied, und Kitty nahm ihm das Versprechen ab, mindestens dreimal in der Woche eine Nachricht an sie zu schicken.

Es war nach acht Uhr, als er endlich zu Marie ins Schlafzimmer trat. Sie war schon zu Bett gegangen, saß aufrecht in den Kissen und blickte ihm mit ernster Miene entgegen.

»Komm zu mir, Liebster.«

Er zog Schuhe und Hausjacke aus und schlüpfte zu ihr unter das Federbett, schlang die Arme um sie und atmete ihren vertrauten Geruch. Ihr Haar, der Lavendelduft des Nachtgewandes, ihre weiche Haut, die kleine Vertiefung unterhalb ihrer Kehle, die er so gern mit seinen Lippen berührte. Nein, es würde keine Liebesnacht werden, das war unmöglich, sie hatte erst vorgestern geboren. Aber sie zu halten, die ruhige Kraft zu spüren, die in diesem zarten Körper wohnte, das war es, wonach er sich den ganzen Tag gesehnt hatte.

»So soll es zwischen uns bleiben, Marie«, flüsterte er. »Für immer. Du und ich so eng beieinander. Nichts, das uns trennen könnte ...«

Ein dünnes Stimmchen drang aus dem Nebenzimmer zu ihnen herüber. Maries Lippen suchten die seinen, sie tauschten Küsse, gaben sich ganz ihrer Sehnsucht hin, und Paul bedauerte unendlich, sie nicht nehmen zu können. Wie sich ihr Körper verändert hatte. War sie bisher mädchenhaft schmal gewesen, so hatte sie sich nun zu einer Venus gewandelt.

»Du bist so schön, mein Schatz. Ich könnte verrückt werden vor Begehren ...«

Er nestelte an der Knopfleiste ihres Nachtgewandes, um wenigstens ihren Busen zu liebkosen, doch er hatte kaum zwei Knöpfchen geöffnet, da hielt sie seine Hand fest.

»Warte, Liebster ...«

»Was ist?«

Sie entzog sich ihm und setzte sich auf. Sie lauschte auf das Gequengel aus dem Nebenzimmer.

»Ist denn Auguste nicht bei den Kindern?«

»Schon ...«

Er hatte seinen Nachwuchs vorhin noch einmal bewundert. Winzig klein, zwei Köpfchen, zwei große Münder, vier kleine Fäustchen. Der Winzling mit dem hellblauen Mützchen war sein Sohn. Leopold, genannt Leo.

»Wie ein Löwe brüllt er eigentlich nicht«, scherzte er und wollte sie wieder an sich ziehen. Doch Marie entwand sich ihm und stand auf.

»Ich schau lieber nach ... Bin gleich wieder da ...«

»Ja, natürlich.«

Erstaunlich leichtfüßig eilte sie davon, schloss die Tür hinter sich in der löblichen Absicht, ihn nicht zu stören. Dabei wollte er doch nichts anderes, als in ihrer Nähe zu sein.

Eine Weile hockte er im Bett und wartete. Von drüben war weiterhin das leise Quäken zu vernehmen, also hatten Maries mütterliche Bemühungen wenig Erfolg. Schließlich stand er seufzend auf, benutzte das Badezimmer, zog einen Pyjama an und kehrte hoffnungsvoll ins Schlafzimmer zurück. Das Ehebett war leer.

»Marie?«

Keine Antwort. Ungeduldig drückte er die Klinke der Tür zum Nachbarzimmer herunter und schob so leise wie möglich die Tür auf. Da saß seine süße Marie, seine Liebste, seine wundervolle, starke Ehefrau auf einem Stuhl, die

rechte Brust entblößt und eifrig bemüht, die rosige Brustspitze dem hellblau bemützten Winzling in den viereckig aufgerissenen Mund zu schieben.

»Ich glaube, er hat fürchterlichen Hunger«, sagte sie bekümmert. »Aber er weiß nicht, wie er trinken soll.«

Paul sah ihrem Tun mit gemischten Gefühlen zu. Natürlich war er glücklich, einen Sohn zu haben. Und auch eine Tochter, die sich ganz offensichtlich weniger dumm anstellte als ihr Bruder, denn sie lag satt und zufrieden schlummernd in ihrer Wiege. Aber dass er nun Mariess süßen Körper, ihre hübschen Brüste mit seiner Brut teilen sollte, war ein eigenartiges Gefühl. Daran musste sich ein Mann erst einmal gewöhnen. Besonders dann, wenn ihm nur noch wenige Stunden an der Seite seiner Liebsten vergönnt waren.

»Wieso kann Auguste ihn nicht stillen? Sie hat doch selbst noch einen Säugling.«

Marie war nervös, der kleine Leo packte einfach nicht an. Jetzt brüllte er verzweifelt nach Nahrung und wusste nicht, wie er darankommen sollte. Entsprechend ungehalten fiel ihre Antwort aus.

»Glaubst du, ich lass meine Kinder von Auguste stillen? Das ist meine Aufgabe, Paul. Das wird Mama einsehen müssen.«

Er schwieg, obgleich er anderer Ansicht war. Es war schade, dass dieser letzte gemeinsame Abend nun ganz anders verlief, als er geglaubt hatte. Selten hatte er seine Marie so abweisend erlebt. Aber nun ja, es war nur allzu verständlich. Die anstrengende Geburt, der Einberufungsbefehl und nun auch noch die Sorge um den Kleinen. Er beschloss, sich in Geduld zu üben, und zog sich ins Ehebett zurück. Frierend kauerte er sich unter der Daunendecke zusammen, es war kalt im Zimmer, das nur indirekt

durch den Schornstein des darunterliegenden roten Salons geheizt wurde.

Wie verweichlicht ich doch bin, dachte er. In Zukunft wird es weder Daunendecken noch einen warmen Kamin für mich geben. In den Unterständen und Schützengräben hat man höchstens ein Strohlager, heißt es. Wenn man nicht auf dem blanken Boden schlafen muss.

»So wird das allweil nichts, gnädige Frau«, sagte Auguste nebenan. »Sie müssen den Nippel fest in die Hand nehmen und hineinstecken. So! Damit der Bub auch schmeckt, was da herausfließt. Da, schauen S' nur. Jetzt packt er an, der kleine Schelm ...«

Na Gott sei Dank, dachte Paul erleichtert, auch wenn ihm dieses Gespräch unter Frauen wenig gefallen hatte. Ob es Marie denn nicht schmerzte, wenn der Bub ihre zarte Brust »anpackte«? Nun – als Vater hatte er wohl noch eine Menge zu lernen. Wenn ihm doch nur die Zeit dazu vergönnt wäre. Er nahm die Taschenuhr zur Hand, die er auf dem Nachttisch abgelegt hatte. Es ging schon auf zehn zu. Um sechs musste er aufstehen. Gegen sieben aus dem Haus. Vater hatte versprochen, ihn mit dem Wagen zur Meldestelle zu fahren, doch er hatte abgelehnt. Es hätte albern ausgesehen vor den Kameraden, wenn er wie ein reicher Herr aus dem Auto gestiegen wäre. Er tat seinen Dienst für das Vaterland wie alle anderen auch.

Marie war heiter gestimmt, als sie zu ihm zurückkehrte. Sie bat ihn um Verzeihung für ihre schroffe Antwort, schmiegte sich an ihn, streichelte seine Wangen, seinen Nacken.

»Du bist so nah«, murmelte sie. »Ich mag nicht glauben, dass ich ohne dich sein werde. Ich werde dich spüren in der Nacht, Liebster. Auch wenn du meilenweit von mir

entfernt bist, werde ich deinen Körper fühlen und deine Stimme hören ...«

Er war tief gerührt. Alles war gut, der Kleine trank und würde wachsen. Marie würde auf ihn warten. Gewiss hatte Klaus von Hagemann recht, der Sieg war nah, in ein paar Monaten war alles vorbei. Maries Hände strichen mit Bedacht über seinen Körper, und er gab sich ihren Berührungen hin, die ihn erregen und erlösen würden. Wie sinnlich sie war, seine süße Ehefrau. Sie hatte schon während ihrer Schwangerschaft Dinge getan, über die man niemals in der Öffentlichkeit sprach, denn sie hatten Sorge gehabt, dem Kind zu schaden, wenn sie sich auf normalem Weg vereinigten.

»Marie, Marie ...«, murmelte er sehnsvoll.

Sie hielt inne. Von drüben war wieder dieses dünne Stimmchen zu vernehmen.

»Was ist denn nun schon wieder?«

»Gleich ... gleich ...«

Wie der Wind war sie aus dem Bett, verschwand im Nebenzimmer und blieb eine unendlich lange Zeit fort. Offensichtlich hatte der kleine Leo jetzt begriffen, wo die Nahrung herkam, und gab sich nicht mit einer einzigen Portion zufrieden. Paul drehte sich auf den Rücken und versuchte, gegen den Groll anzukämpfen, der gegen den eigenen Sohn in ihm aufstieg.

Als Marie zurückkam, war seine Leidenschaft abgekühlt. Sie hielten einander an der Hand und redeten. Dass sie dem Vater zur Seite stehen solle. Die Herstellung von Papierfasern sei die Rettung für die Fabrik, sie müsse den Vater davon überzeugen, sie sei die Einzige, auf die er höre. Marie bat ihn, niemals den Helden zu spielen. Auch nicht feige zu sein. Sich klug in der Mitte zu halten. Er lächelte darüber und versprach es ihr. Noch dreimal störte

sie das quengelnde Stimmchen, holte sie zuletzt sogar aus dem Schlaf. Paul schien es, als sei das Geschrei seines Sohnes inzwischen lauter und kräftiger geworden. Doch Marie sagte ihm, dass nun auch das Schwesterlein seinen Teil wolle.

Wange an Wange schiefen sie die letzte Stunde, hielten einander an den Händen, träumten den gleichen Traum. Der schrille Klingelton des Weckers warf sie zurück in die Wirklichkeit, die in der Kälte des frühen Morgens nackt und schroff erschien. Trennung. Elend. Vielleicht der Tod.

»Bleib liegen, Liebste«, flüsterte Paul. »Ich hasse es, in der Halle oder gar vor der Tür von dir Abschied nehmen zu müssen.«

Es war noch dunkel im Zimmer, und sie sahen einander nicht, als sie den letzten Kuss tauschten. Er schmeckte salzig nach ihren Tränen.

Die Russen, die leben wie die wilden Tiere«, sagte Auguste. »Die schlafen mit ihren Tanzbären im selben Bett.«

Sie stampfte mit dem schweren Bügeleisen auf dem weißen Laken herum, doch das Leinen wollte nicht glatt werden. Kein Wunder, der Küchenherd, auf den sie das Bügeleisen zum Erhitzen stellte, war nur noch lauwarm. Es gab zu wenig Kohlen, und auch das Holz war knapp.

»Mit den Bären gehen die ins Bett?«, fragte Hanna ungläubig. »Das hast jetzt erfunden, Auguste.«

»Dann frag doch die Grete von Wieslers, die hat's mir erzählt«, wehrte sich Auguste. »Ihr Verlobter, der Hansl, der war letzts auf Fronturlaub in Augsburg. Und der ist in Russland gewesen.«

Die Brunnenmayer verzog das breite Gesicht und lachte höhnisch. Der Hansl, der sei grad der Rechte. Der habe schon früher immer Geschichten erfunden.

Sie hob die Tasse und trank von dem Pfefferminztee, schüttelte sich und knurrte, dass sie dieses stinkerte Zeug auf den Tod nicht leiden könne.

»Wenn der Krieg aus ist, dann trink ich als Erstes eine große Tasse guten Bohnenkaffee!«, meinte sie. »Nix von den gerösteten Rübenschnipseln oder Eicheln. Reine, gute Kaffeebohnen! Einen gehäuften Kaffeelöffel pro Tasse!«

Else rollte die Augen und rieb energisch den silbernen Griff eines Vorlegelöffels blank. Das Silberputzen war eine Beschäftigung, die niemals endete. War man mit den

Zuckerdosens und Milchkännchen durch, dann konnte man mit den Bestecken und Vorlegeplatten wieder anfangen. Immerhin war es eine leichte Arbeit, bei der man beisammensitzen und plaudern konnte, viel angenehmer als Teppiche klopfen oder Kohlen schleppen.

»Es ist nicht recht, solche Wünsche zu hegen, Frau Brunnenmayer«, sagte Else und spitzte den Mund. »Wir alle sollten freudig die Entbehrungen ertragen und damit unseren Soldaten an der Front den Rücken freihalten.«

»Was hilft es den armen Burschen an der Front, wenn ich geröstete Rübenschnipsel trinke?«, erwiderte die Brunnenmayer ärgerlich.

»Ganz recht«, meinte Auguste und stellte das Bügel-eisen wieder auf die Herdplatte. »Und es heißt doch, dass unsere Soldaten in Frankreich Bohnenkaffee und Lachs und Hummer kriegten.«

»Dafür müssen's in Russland Dreck mit Läusen fressen«, gab die Köchin grantig zurück. »Leg noch mal zwei Holzscheite auf, Auguste. Sonst wird das nie was mit der Bügelei.«

Auguste bückte sich eilig, um den Wunsch der Köchin zu erfüllen. Solange die Schmalzler nicht in der Villa war, hatte die Brunnenmayer das Sagen, sie bestimmte auch über das immer knapper werdende Brennmaterial. Else rieb sich die klammen Finger, als das Feuer im Herd knisternd und knackend aufloderte, und Hanna goss sich eine Tasse warmen Pfefferminztee ein. Die Minze hatten sie im vergangenen Jahr selbst in den Wiesen gesucht und dann getrocknet, angeblich war dieser Tee nicht nur gesund, er belebte auch den Organismus und verhalf zu einem reinen Atem.

»Was hat der Hansl denn noch über die Russen erzählt?«, wollte Hanna wissen. »Hat er überhaupt mal einen Russen getroffen und mit ihm geredet?«

Dass die Russen nicht mit einem Bären ins Bett gingen, war ihr von vornherein klar gewesen. Da hatte der Hansl der Auguste wohl einen solchen Bären aufbinden wollen.

»Getroffen hat er gewiss welche«, meinte Auguste. »Mit einer guten Kugel mitten in die Brust hat er welche getroffen.«

Sie lachte herzlos und prüfte mit dem angeleckten Zeigefinger, ob das Bügeleisen nun heiß genug war. Es zischte, als sie das Eisen berührte.

»Ich mein halt, ob er sonst noch etwas über sie weiß«, beharrte Hanna. »Wie sie leben. Und was sie essen. Und so ...«

»Da schau an«, bemerkte Else und schob die Brille hoch, die sie zum Silberputzen hatte aufsetzen müssen. »Die lassen dir wohl keine Ruhe, die Russen, wie? Hast ihnen lange Blicke zugeworfen, den zerlumpten Kerlen an der Straße. Eine ganz verdorbene Person bist, Hanna.«

»Das ist net wahr!«, begehrte sie auf. »Sie haben mir nur leidgetan, das ist alles. Darum hab ich sie mir angeschaut ...«

Ihr Widerspruch rief höhnisches Gelächter bei Else und Auguste hervor, während sich die Brunnenmayer wie meist aus der Sache heraushielt.

»Pass lieber auf, wo du hinschaust, sonst handelst du dir noch ein Russenkind ein«, warnte Auguste sie.

»Hast doch schon deine Tage«, sagte Else. »Da kannst auch schwanger werden. Geht schneller, als du denkst.«

Hanna wurde rot und senkte den Blick in den Becher mit dem Pfefferminztee. Wenn sie doch nur nicht so dumm gewesen wäre, der Else von ihrer Blutung zu erzählen. Aber sie hatte sich damals im Herbst so furchtbar erschrocken und schon geglaubt, sterben zu müssen, weil da ein großer Blutfleck in ihrer Unterhose war.

»Du musst es ja wissen, wie schnell das geht, Else«, sagte die Brunnenmayer boshaft, denn sie ärgerte sich darüber, dass die beiden Frauen immer über die arme Hanna herfielen. Else hob das Kinn und presste die schmalen Lippen zusammen. Sie war Jungfrau geblieben, darauf schien sie stolz, auch wenn heutzutage niemand mehr den Stand der ehrbaren Jungfrau so schätzte, wie es früher gewesen war. Sie war keine wie Auguste, die sich schwängern ließ, um einen Mann zur Heirat zu zwingen. Eine Hausangestellte, die aufsteigen wollte und ihrer Herrschaft treu ergeben war, blieb ohnehin ledig, das war immer so gewesen, auch Eleonore Schmalzler, die Hausdame, war unverheiratet geblieben. Nur Auguste, diese schlaue Ratte, die hatte es verstanden, sich einen Mann zu angeln, zwei Kinder in die Welt zu setzen, und dennoch ihre Stellung zu behalten. Es war sehr ungerecht, fand Hanna. Aber das sagte sie nicht. Dazu war sie zu vorsichtig, denn Auguste war eine wehrhafte Person.

»Wenn du's unbedingt wissen willst, Hanna«, meinte Auguste, während sie das Eisen über die Tücher führte. »Die Russen sind vor allem dreckig, sagt der Hansl. Wenn man durch ihre Dörfer geht, dann steht man bis an die Stiefelränder im Schlamm. Die mögen das, die Russen. Ihre Frauen tragen komische Kleider, in denen sie wie Kaffeewärmer ausschauen. Der Hansl hat auch gesagt, dass sie darunter gar nicht viel anhaben. Er hat nämlich mal mit einer Russin auf dem Ofen gelegen ...«

Jetzt reichte es der Brunnenmayer. Auf dem Ofen könne kein Mensch liegen, da könne man höchstens sitzen, würde sich dabei aber den Allerwertesten verbrennen. Der Hansl habe wohl mit der Enzianflasche in der Hand geredet.

Das ließ die Auguste nun wieder nicht auf sich sitzen.

Die Köchin solle nicht so geschwollen daherreden, weil sie die russischen Verhältnisse gar nicht kenne.

»Der Hansl hat gesagt, dass die Öfen in Russland groß und breit gemauert sind, wie bei uns die Backhäuser. Und in der Nacht, wenn das Feuer aus sei, der Ofen aber noch warm, da schläft die ganze Familie auf dem Ofen. Und die Katzen und Hunde auch. So ist das in Russland, Hanna ...«

»Auf dem Ofen«, kicherte Else. »Wie die Brote. Und dann mit Katz und Hund. Äh pfui!«

Auguste hielt mit Bügeln inne und hob den Kopf. Weder Else noch die Brunnenmayer hörten etwas, aber Hanna, die feine Ohren hatte, vernahm das Weinen eines Säuglings.

»Da muss sie wieder ran, die Gnädige«, meinte Auguste und zog die Augenbrauen in die Höhe. »Hat alle Ammen weggeschickt und will ihre Kinder selber stillen. Schauen wir mal, wie lange sie es aushält. Alle vier Stunden muss sie sie anlegen, manchmal auch öfter. Tag und Nacht. Gott – bin ich froh, dass ich immer nur ein Kind geboren hab ...«

»Mei, wenn's nur net verhungern, die kleinen Würmer«, sagte die Köchin mitleidig. »Für zwei Kinder, da gehören auch zwei Ammen her, mein ich. Aber die junge Gnädige ist halt unbelehrbar ...«

»Sie wird schon noch Vernunft annehmen«, meinte Auguste, während sie ein Laken zusammenfaltete. Eine Weile blieb sie untätig, sah immer wieder zur Klingelanlage hinüber, denn sie glaubte, gleich gerufen zu werden. Als sich jedoch nichts tat, zuckte sie die Schultern und legte sich das nächste Wäschestück zurecht. Es sei doch traurig, meinte sie, wie heftig die junge Gnädige jetzt gegen ihre Schwiegermutter auftrat. Die habe ja bald gar nichts mehr im Haus zu sagen, alles müsse nach dem Wil-

len der jungen Melzer gehen. Und die Schwiegermutter füge sich drein, weil sie ein sanfter Mensch sei, der ungern streite.

Hanna rubbelte heftig an einer silbernen Zuckerzange herum, sie war zornig auf Auguste, die nichts als Lügen verbreitete. Die junge Frau Melzer, die früher hier in der Küche bei ihnen gesessen hatte, war eine gute Herrin. Niemand wusste das besser als sie, Hanna, denn sie hatte ihr diese Stelle zu verdanken.

»Die junge Frau Melzer ist gewiss sehr traurig, weil der junge Herr jetzt auch im Krieg ist«, sagte sie.

»Na und?«, meinte Auguste leichthin. »Warum soll es ihr besser gehen als uns? Meinen Gustav haben sie gleich zu Kriegsbeginn geholt und kurz darauf auch den armen Humbert.«

»Ja, den Humbert!«, rief Else. »Lesen Sie doch einmal vor, was er geschrieben hat, Frau Brunnenmayer. Ich verstehe gar nicht, warum Sie immer solch ein Geheimnis drum machen.«

Doch die Köchin winkte nur ab. Der Feldpostbrief sei an sie gerichtet und gehe sonst niemanden was an. Außerdem habe sie die Grüße an alle schon ausgerichtet.

»Im Pferdestall muss er schlafen, wie?«, meinte Else spöttisch. »Und den Pferden den Dreck aus dem Fell striegeln. Armer Kerl. Dabei kann er noch froh sein, andere liegen im Schützengraben.«

»Ist er denn in Frankreich? Oder in Belgien? Gar in Russland?«, forschte Auguste neugierig.

Doch die Brunnenmayer ließ sich auf nichts ein. In Belgien sei er, das habe sie längst erzählt. Und damit basta.

Schweigen trat ein, Hanna trank den lauwarmen, mit Zucker gesüßten Tee, der Ofen knisterte noch ein wenig, und ihr ewig hungriger Magen knurrte vernehmlich, was

ihr schrecklich peinlich war. Jetzt würde man ihr bestimmt wieder die gestohlene Semmel vorhalten, das war bisher täglich mindestens zweimal passiert und würde vermutlich so fortgehen, bis sie alt und grau war. Doch sie hatte Glück, denn Auguste schwatzte davon, dass die gnädige Frau Marie schon fünf lange Feldpostbriefe von ihrem Mann erhalten habe, seiner Mutter habe er erst zweimal geschrieben und seinen Schwestern nur einmal. Die Frau Kitty Bräuer sei deshalb ganz aus dem Häuschen gewesen.

»Mei, die ist ja immer so überkandidelt«, versetzte Else. »Hat sie vielleicht geglaubt, ihr Bruder hätte nichts anderes zu tun, als ihr Briefe zu schicken?«

»Vermutlich hat sie das«, sagte Auguste und faltete das letzte Wäschestück zusammen. »Dabei bekommt sie ganz sicher zahllose Briefe von ihrem Ehemann. Wenn mein Gustl so fleißig schreiben tät – aber der schickt höchstens mal eine Ansichtskarte.«

Sie stellte das Bügeleisen auf den Untersatz aus Blech und erklärte, jetzt hinübergehen zu müssen, es sei schon nach sieben und ihr Dienst längst zu Ende. Seit ihrer Heirat mit dem Enkel des alten Gärtners wohnte Auguste im Gärtnerhaus, das mitten im Park gelegen war. Jetzt im Winter, wo es im Park nicht viel zu tun gab, passte der alte Gärtner auf ihre beiden Kinder auf, wenn sie in der Villa ihre Arbeit tat. Im Sommer hatte sie die kleine Liesel und den Buben oft mit in die Villa nehmen dürfen, die gnädige Frau hatte an den Kleinen viel Freude gehabt. Aber jetzt, wo die eigenen Enkel geboren waren, würde Auguste ihre Brut wohl besser im Gärtnerhaus lassen.

Sie hatte gerade ihren Mantel übergezogen und ein Tuch gegen den Nieselregen um den Kopf gebunden, da klopfte draußen jemand an die Dienstbotentür.

»Ja, da schau her!«, rief Auguste, als sie öffnete. »Hast

Sehnsucht nach uns gehabt, Maria? Da komm herein, bist ja ganz nass vom Regen ...«

Maria Jordan verschwand fast völlig unter einem grauen Regencape mit spitzer Kapuze. Tiefend blieb sie in dem kleinen Flur vor der Küche stehen, knöpfte das Cape auf und zog es vorsichtig aus, um es an einen Wandhaken zu hängen.

»Heiliger Petrus – was für ein Wetter«, stöhnte sie. »Der Park ist ja eine einzige Sumpflandschaft, und auf dem Fahrweg tritt man von einer Pfütze in die andere. Da müsste mit Sand und Schotter aufgefüllt werden. Aber wenn die Männer fehlen ...«

»Freilich«, meinte Auguste. »Als mein Gustav noch hier war, da gab's keine Pfützen auf dem Weg ... Was bringst denn Schönes, Maria? Hast die Karten dabei?«

Maria Jordan zog die dünnen Augenbrauen in die Höhe und bemerkte, dass sie die Karten heute früh ganz zufällig eingesteckt habe. Sie habe ihren freien Tag genutzt, um eine Bekannte zu besuchen, und danach eigentlich einen Spaziergang durch die Stadt unternehmen wollen. Aber bei diesem Regenwetter jage man keinen Hund auf die Straße.

Die Jordan war eine zierliche Person. Hanna fand, ihr Gesicht wirkte ältlich, obgleich sie erst knapp über vierzig war. Das braune Haar trug sie zu einer Hochfrisur aufgesteckt. Auguste hatte einmal behauptet, unter den aufgetürmten und stets gleich aussehenden Locken sei ein falscher Dutt verborgen, was jedoch nicht bewiesen war. Maria Jordan war früher als Kammerzofe in der Tuchvilla beschäftigt gewesen, nach Elisabeth Melzers Heirat mit Klaus von Hagemann hatte sie jedoch gebeten, in den Haushalt der jungen Leute übernommen zu werden. Elisabeth hatte ihr diese Bitte erfüllt.

Man rückte zusammen und gönnte dem Gast einen Platz in der Nähe des Küchenherds, in dem immer noch Glut war. Auch Auguste setzte sich nun wieder zu den anderen, um noch ein Viertelstündchen zu bleiben. Maria Jordan war stets eine Quelle aufregender Klatschgeschichten, und außerdem hatte sie ja die Karten dabei.

»Deinen freien Tag hast? Und da bist geradewegs hierhergelaufen, Maria?«, fragte Else grinsend. »Wo doch drüben in der Stadt eine Revuetänzerin auftritt und in den Kinos Liebesfilme zu sehen sind. Hast keine Lust gehabt, dich ins Augsburger Nachtleben zu stürzen?«

Maria Jordan bedachte Else mit einem unfreundlichen Blick und ignorierte diese Frage. Bedächtig löffelte sie Zucker in den lauwarmen Pfefferminztee, den Hanna ihr eingeschenkt hatte, und fragte dann ganz harmlos, ob man bereits zu Abend gegessen habe.

»Hast Hunger?«

Auguste schaute nach der Brunnenmayer, die über die Lebensmittel zu bestimmen hatte, aber die war keine große Freundin der Jordan.

»Ist das Fräulein Kammerzofe vielleicht zu geizig gewesen, an ihrem freien Tag in ein Gasthaus zu gehen?«, sagte sie hämisch. Worauf die Jordan erklärte, man bekäme in den Gasthäusern zurzeit nur Steckrüben mit Graupen serviert, es sei denn, man gehöre zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt, dann könne man sich an Kalbshaxen mit Kraut laben. Zu Preisen, die für eine arme Angestellte unerschwinglich seien.

»Nun rücken Sie schon was raus, Köchin«, meinte Auguste. »Die Maria legt uns auch die Karten – net wahr, Maria?«

»Wenn's denn sein soll ...«

Die Jordan ließ sich zu ihren Séancen gern bitten. Dann

konnte hinterher niemand sagen, sie habe ihm ihre Vorhersagen aufgedrängt. Oft behauptete sie auch, Träume gehabt zu haben, die sich dann – zumindest ihrer Ansicht nach – stets bewahrheiteten.

»Mir braucht keiner die Karten zu legen«, knurrte die Brunnenmayer. »Ist sowieso alles nur Lug und Trug.«

»Aber ich würd gern die Zukunft kennen!«, rief Hanna und machte große, sehnsüchtige Augen. Auch Else hatte Interesse und Auguste sowieso. Also erhob sich die Köchin widerwillig, schnaufte dabei mehrfach und bewegte sich hinüber in die Speisekammer. Dort hörte Hanna sie mit dem Schlüsselbund hantieren, also nahm sie etwas aus dem vergitterten Vorratsschrank. Als sie zurückkehrte, trug sie einen kleinen Holzteller, auf dem ein Zipfel Blutwurst, ein Stückerl Bergkäse und zwei Scheiben Roggenbrot lagen, dazu eine eingemachte Gurke.

»Da hast!«

Sie knallte der Jordan den Teller vor die Nase und setzte sich wieder. Den Mostrich, nach dem die Jordan beim Anblick der Blutwurst fragte, holte die Hanna vom Regal, und Auguste eilte geschäftig mit einem Messer herbei.

»Danke schön auch, Köchin.«

Maria Jordan fiel nicht über die Mahlzeit her wie eine Hungerleiderin, sie speiste langsam und genussvoll, machte kleine Pausen und trank dazu vom Pfefferminztee. Dass die Blutwurst steinhart und der Käse an einer Ecke schimmelig waren, erwähnte sie mit keinem Wort.

»Wenn ihr wüsstet, wie tapfer die junge Frau Elisabeth ist«, sagte sie. »Und was sie alles von ihrer Verwandtschaft ertragen muss. Heilige Maria und Josef.«

Sie blickte in die Runde und stellte zufrieden fest, dass alle an ihren Lippen hingen. Ach, es sei so schmerzlich für sie, den Kummer mit ansehen zu müssen. Die anzüglichen

